

1778.

Vor hundert Jahren.

1878.

Hippel's
Lebensläufe.

Ausgabe

für die Gegenwart bearbeitet
von

Alexander von Ottingen.

In drei Büchern.

Zweites Buch: Auf der Wanderschaft.



Leipzig.

Duncker & Humblot.

1878.

1778. ♦ Vor hundert Jahren. ♦ 1878.

Hippel's Lebensläufe.

~~~~~  
Zweites Buch.

Altenburg,  
Pierer'sche Hofbuchdruckerei.  
Stephan Geibel & Co.



# Dippel's Lebensläufe.

Eine baltische Geschichte  
aus dem vorigen Jahrhundert

für die Gegenwart bearbeitet

von

Alexander von Ottingen.

Fuhelausgabe

in drei Büchern.

Zweites Buch.

Auf der Wanderschaft.

Leipzig,  
Duncker & Humblot  
1878.

Tutu Riikiko Arhiivoli  
Raamatukogu

15022

Alle Rechte vorbehalten.

Est. A

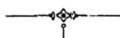
ESTABLISHED  
BY THE  
LIBRARY OF THE  
CONGRESS

18578

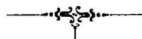
**Inhalt**  
des  
zweiten Buches.

~~~~~

	Seite
Erstes Kapitel. Neuhof-Geldern . . .	3
Zweites Kapitel. Gartengespräche . .	21
Drittes Kapitel. Nachbarbesuch . . .	38
Viertes Kapitel. Tischreden	56
Fünftes Kapitel. Lebensrettung . . .	78
Sechstes Kapitel. Universitätsreise . .	93
Siebentes Kapitel. Studentenleben . .	118
Achtes Kapitel. Unfechtungen . . .	130
Neuntes Kapitel. Fluchtversuch . . .	164
Zehntes Kapitel. Verfolgung	183
Elftes Kapitel. Sterbenslauf	195



Zweites Buch.
Auf der Wanderschaft.



Erstes Kapitel.

Neuhof = Geldern.

Mein Vater und ich brachen noch denselben Tag auf, um nach Neuhof — so hieß das benachbarte Gut des Herrn von Geldern — zu fahren. Dort sollte das Nähere besprochen werden wegen der Reise, die ich mit dem Junker Gotthard, dem Sohne des alten Herrn von Geldern, antreten sollte, um mit ihm gemeinsam die Universität zu beziehen.

Das Gut Neuhof-Geldern lag einige Meilen vom Pastorat Ilsen entfernt. Mein Vater war nicht ohne Besorgniß wegen der ersten Berührung mit einem Manne, den er stets hochgeachtet und den er jetzt so lange nicht gesehen hatte. Nicht bloß wegen der Guts- und Pastoratsweiden bestand ein noch unausgeglichener Streit, der übrigens in allen Ehren, wie es ein paar so klugen und rechtschaffenen Leuten ansteht, ausgefochten wurde; der eigentliche Grund für jene langjährige Trennung lag viel tiefer, in Meinungsverschiedenheiten, die bei dem eigenthümlichen Charakter beider Männer oft zu scharfem Widerspruch Anlaß gegeben hatten.

Wir kamen gegen Abend an. Für ein paar Männer, die sich in zehn Jahren nicht besucht, war der Empfang sehr freundschaftlich.

„Wo bleiben Sie so lang, lieber Herr Pastor?“ — sagte Herr von Geldern, ihm beide Hände entgegenstreckend, — „ich habe schon zehn Jahre auf Sie gewartet!“ Und mein Vater, wie aus der Pistole, erwiderte: „Eben so lange, einen halben Tag, den ich zur Reise nöthig hatte, abgerechnet, habe ich Ew. Hochwohlgeboren Briefe entgegengesehen.“

Darauf eine Umarmung und von der Frau von Geldern ein tiefer Knix, vom jungen Herrn ein russischer und von seinem Hofmeister ein französischer Bückling! Und zwar Alles so durcheinander, daß Niemand wußte, wem eigentlich die Verbeugung und der Scharrfuß gelten sollte.

Nach diesen Zeichen der Wiedergeburt einer seit zehn Jahren verfallenen Freundschaft hätte man glauben sollen, es wäre zwischen Sr. Hochwohlgeboren und Sr. Hochwohl-
ehrwürden schon Alles berichtigt. Allein es ging diesen beiden Leuten wie zwei Richtern, die sich zwar geeinigt haben, wer von beiden, Kläger oder Beklagter, gewinnen oder verlieren soll, nachher aber über die Entscheidungsgründe und die Gegengründe die Köpfe schütteln und zuweilen aneinanderstoßen, um ein Urtheil zu formen. Alle Augenblick war ein Knoten, den keiner von beiden lösen konnte, den aber auch keiner von beiden so geradezu spalten wollte. Ich muß gestehen, daß ich nicht viel von dem beherzigt, was diese beiden streitführenden Kräfte über die obbesagte Materie mit einander ausgefochten. Ich weiß nichts mehr, als daß wegen „Hut und Weide“ kein Wort weiter vorfallen sollte und daß eine „Koppelweide“ brüderlich verabredet wurde. Man ging Hand in Hand zur Abendtafel. Der Vergleich

wurde mit einem ächten Glase Wein begossen und trug noch den nämlichen Abend tausendfältige Früchte.

Diesen ersten Abend sah ich noch wenig. Erst am andern Tage ward es mir möglich, mit den Charakteren dieses hochwohlgeborenen kurischen Hauses und seiner Art näher bekannt zu werden. Zunächst fiel mir das Aeußere des Herrn von Geldern auf: — ein großer, breitschulteriger Mann mit freiem und geradem Blick, den er — bei etwas geneigter Kopfhaltung — so scharf auf Einen richtete, als wollte er durch und durch schauen. Sein Gesicht war stark gebräunt, edel geschnitten; sein Gang fest auftretend ohne zu poltern; seine Redeweise bestimmt, fast barsch, obwohl nie laut oder schreiend. Aus seinem ganzen Wesen sprach eine ächte, edle Männlichkeit, — man könnte sagen: jeder Zoll ein Kurländer, nur daß er seine Mitbrüder, gute Nachbarn und desgl. um eines Hauptes Länge überragte. — Alle priesen ihn als einen großmächtigen Landwirth. Er las viele landwirthschaftliche Bücher, versuchte, verfehlte es, versuchte wieder — und verstand zuletzt seinen Boden, als wenn er mit ihm sprechen könnte. Er benutzte schließlich seinen Acker auf eine Art, welche ihm den Aeid seiner hochwohlgeborenen Brüder zuzog.

Seine Frau, die nicht gerade für Bodencultur schwärmte — für den Düngergeruch schienen ihre Nerven zu zartfühlend zu sein — nannte seine ökonomischen Bücher „Wurzelbücher“ und wußte besonders genau alle Versuche, durch welche er verloren hatte. Sie ahnte in der That nicht, wieviel er dabei gewonnen; — wie sie ihn denn überhaupt nicht zu verstehen vermochte. Er war wirklich durch und durch ein Wurzelmann!

Die gnädige Frau schien fast in jedem Punkte das Gegenbild ihres Mannes zu sein: blaß und müde aussehend,

mit einem stolzen Zuge um die Lippen, im Bewußtsein ihrer Vornehmheit herablassend lächelnd, aber voll Aufmerksamkeit und Höflichkeit. Diese schien jedoch mehr französischer Firnis zu sein, als ächt kurische Farbe. —

Der Sohn des Hauses, Junker Gotthard, benahm sich anfangs mir gegenüber etwas scheu, wurde aber bald sehr vertraut — bis zur Brüderlichkeit. Es war ein schlanker, hochaufgeschossener Bursch, der bis dato — wie aus den Fragen, die er noch an demselben Abend an mich richtete, hervorging, — trotz seines französischen Hofmeisters nur für die Jagd sich begeistern zu können schien. Obwohl er mir gutmüthig und freundlich entgegenkam, wollte doch unsere Unterhaltung den ersten Abend nicht recht in Fluß kommen.

Bald nach aufgehobener Abendtafel ging man auseinander. Wir wurden von einem Diener, welchen man „Tafel-decker“ nannte, in die oberen Gemächer des alterthümlich gebauten Schlosses geleitet. Er wies uns ein Zimmer an, welches nach der Rückseite des Schlosses hinauschaute.

Ich trat an's Fenster. Während in der Nähe des Wohnhauses Alles nach französischem Geschmack geordnet war — die Hecken geschoren, dazwischen dunkle grüne Gänge mit eingerahmten Teichen — sah man drüber hinaus im hellen Mondenscheine eine Art Wildniß, einen Haupttheil des Neuhof'schen Parkes, wo sich ein Blumenbeet, welches wie ein verschöneretes Wiesenstück ausah, an einer alten Eiche zu halten schien, um die kleines Gesträuch rings herum stand, als wenn's in die Schule ginge und lernen wollte auch so groß zu werden. Es war dort Alles wie Wiese und Wald; die Blumen in einer entzückenden unordentlichen Ordnung; Bäume hinderten das Auge nicht den Wald zu sehen und es strömte von oben ein reines Wasser rauschend wie ein

starker Regen und schlenkerte durch's Blumenstück und aus ihm heraus wie ein Trunkener. — —

Nachdem ich lange hingeschaut, und mein Vater schon eingeschlafen schien, — legte auch ich mich zu Bette. — —

Als wir am Morgen erwachten, rief ich zuerst: „Guten Morgen, Vater!“

„Dank, Alexander! — Wie im Edelhofe geschlafen?“

„Nicht wie im Pastorate. — Blinde Kuh gespielt. Zugriffen, nichts erhascht. Die ganze Nacht gearbeitet und nichts gefangen. — Gewollt und nicht gekonnt.“ —

„Die erste Nacht am fremden Orte“ — sagte mein Vater, indem er sich erhob — „ist immer eine fatale. Niemand schläft sie aus.“

„Wie kommt das, Vater?“

„Betten und Nester müssen nicht kalt werden!“ erwiderte er. — „Ein neuer Bezug kostet mir zu Hause zwei schlaflose Stunden, ein neues Bett anderthalb Nächte. Hätten wir nur keine weichen Betten, würden wir nicht diesen Schlafzoll bezahlen! Es ist viel davon zu sagen. Deine Mutter trägt die Schuld, daß selbst dein junges Blut schon federn kennt. — Mich frent's aber,“ — fügte er lächelnd hinzu, — „daß du diese Nacht so wenig mit dem Schlaf gezankt. Wir haben beide gethan, als schliefen wir. Wer sich mit dem Schlafe überwirft, zieht immer den Kürzern.“

„Aber wär' es denn nicht gut, mit einmal Aufstand machen und dem Schlaf zeigen, daß man sein Sklave nicht sei? Was meinst du, Vater?“

„Recht! in allen Fällen; nur nicht, wenn ein neues Bett daran schuld ist,“ — sagte mein Vater, — „der Schlaf kann nicht büßen, was unsere Weichlichkeit verschuldet hat. — Wer übrigens, wenn er schnell aufwacht, nicht gleich herausspringt, versteht nicht Winke der Natur. Der zweite Schlaf

ist ein Postscript, das keinem Manne ansteht. Nachmittags-
schlaf ist ein brennend Licht am Tage. — Achtung, Alexander!
Schlag an, Feuer! bist du heraus?

„Wie'n Blitz, Vater!“

„Merk's dir ewig, mein Sohn! Wer einen Fuß aus
dem Bette setzt und den andern mühselig nachholt, arbeitet
auch nur mit halbem Kopf. Ich hätte mögen den Dr. Luther
hören und sehen das Walt's Gott sprechen, und aus dem
Bette fahren. Er fuhr gewiß mit sechs!“

„Aber das Kreuz, das er schlug, wäre nicht nöthig ge-
wesen,“ — bemerkte ich, indem wir uns anzukleiden be-
gannen.

„Je nun,“ — meinte der Vater — „wer's vertragen
kann, — des Morgens und des Abends, — kann's nicht
schaden. Deine Mutter hatte die Gewohnheit sich zu be-
kreuzen, wenn sie gähnte und den Mund hielt. Diese Kreuz-
schläge habe ich ihr so aus dem Grunde abgewöhnt, daß sie's
nach der Zeit für Sünde zu halten schien und den Schlag-
baum des Mundes, um die vorigen Kreuze zu verbüßen,
noch weiter aufriß, als es nöthig war. — Das Kreuz war
einst die gemeinste Strafe, womit man bei den Syrern,
Aegyptern, Römern und andern Völkern einen Missethäter
aus der Welt schaffte. Aus Schande ist Ehre geworden.
Deine Mutter nannte dies einen Triumph der christlichen
Religion. Das Kreuz ist jetzt ein Ritter- und Ehrenzeichen;
es hat so was Edles in und an sich als die liebe Sonne, die
Alles glänzend macht, was sie bestrahlt; es übertrifft Purpur
und köstliche Leinwand.“ —

Es trat eine Stille ein. Wir waren beide an's Fenster
getreten und jeder stieß einen von den Fensterflügeln wie
auf Kommando auf. Wir schauten still in den feierlichen
sonnigen Morgen hinaus.

„Hast du gebetet?“ — fragte endlich mein Vater.

„Zweimal angefetzt, einmal vollendet — aber keinen eigentlichen Morgensegen; denn ich habe nicht geschlafen. Ich kann dem lieben Gott für nichts danken, was ich nicht auch empfangen habe. Die sagen können: Wir danken Gott für seine Gaben, die wir von ihm empfangen haben, wenn sie vor Hunger sterben möchten, sind, denk' ich, Schmeichler, Heuchler, Schriftgelehrte und Pharisäer.“

„Zum Dank, lieber Sohn, hat der Mensch, wie zum Trost, immer Gelegenheit. Auch das größte Unglück ist nicht so groß, daß man sich nicht noch ein Stockwerk drüber denken könnte. Der Armbruch ist nicht so arg als der Halsbruch. — Viele Leute aber glauben freilich so mit dem lieben Gott umzuspringen, als mit ihres Gleichen. Herz, Ehrlichkeit ist das, was Gott angenehm ist; ich denk', er verzeiht hundert Flüche eher, als ein Gebet und Lob ohne Aufrichtigkeit. Siehst du einen schönen Abend, einen schönen Morgen wie heute, so fehlen nur Worte zum Gebete, und die sind nicht immer nöthig. Leute, die es auf bloße Worte anlegen, zaubern im eigentlichen Sinne; sie betrügen die Umstehenden, und erwerben sich ein Almosen, welches nicht immer ein Stück Brod und ein Vierding zu sein braucht, sondern auch ein Bäckling, ein Schmeichelwort sein kann wie: „„das ist ein frommer Mann““. — Gott ist unser Vater, und wir können ihm Alles sagen. Wir bleiben gegen ihn bis an's Ende kleine Kinder. Wir sollen Gott lieben! Das Gebet hilft uns zu einer Liebe, die anders ist, als alle Liebe in der Welt. Christus hat die Lehre vom Gebet so vortrefflich abgehandelt: — Betet im Glauben; bestimmt nicht; laßt's Gott über; plappert nicht; betet im Kämmerlein.“ —

Mein Vater betete das Vaterunser und sah zum Fenster hinaus; und ich betete mit. Wir beteten sehr laut.

„Hör' Vater — wie kommt's, daß viele Leute sich schämen Gott auszusprechen? Sie sagen: der Himmel! — Ich sag' doch nicht Mitau, wenn ich den Herzog meine. Einige sagen: die Vorsehung! das sind mir die Rechten! — ist's nicht Unsinn, Vater?“ —

„Lieber Sohn — da muß man sehr duldend sein. Ich sage gern, herzlich gern heraus: Gott, mein Gott, — und freu' mich daß ich es nach meiner Religion darf. Andere Leute mögen andere Weisen haben. Man nennt ja oft nach der Hauptstadt den Hof: der Wiener Hof u. s. w. Ich werde bei meiner Weise bleiben.“ —

„Und ich auch in Ewigkeit!“ —

Mein Vater nahm die Gelegenheit wahr, mir von einem merkwürdigen Gespräch zu erzählen, das er noch gestern Abend mit dem ehrlichen, aber in Sachen der Religion etwas kritischen Herrn von Geldern gehabt. Indem sie von der Königsberger Universität, die wir besuchen sollten, sprachen, waren sie auf die dortigen „Dietisten“ zu reden gekommen. — „Die Gewohnheit derselben,“ — so berichtete mein Vater, — „wo sie gehen und stehen, liegen oder sitzen, die Hände zu kreuzen oder laut zu beten, brachten den Herrn von Geldern auf's Gebet. Er sprach die Meinung aus, grade weil wir an Gott glauben, sei es ein Unsinn, ja eine Art Verrücktheit, laut mit ihm zu reden d. h. ihn geradezu anzureden, obwohl wir ihn doch nicht sehen; das thäte doch kein vernünftiger Mensch gegen irgend Jemand? — Ich antwortete ihm“ — fuhr mein Vater in seinem Bericht fort, — „Gott sei nicht „irgend Jemand“; — sondern in ihm leben, weben und sind wir; wir beten, um an Gott desto fester zu glauben. Glaube und Gebet seien sich so nahe verwandt! — Nein, meinte Herr von Geldern, das sei Schwärmerei und man nenne mit Recht den einen „Seher“ — der ohne zu

sehen sich einbilde, daß er sähe; solche Schwärmer seien auch die laut Betenden; dem Glauben sei nur das Wünschen angemessen; ein herzlicher Wunsch sei ein Gebet; und jeder ehrliche Mensch habe eine Scheu z. B. in Gesellschaft laut zu beten, während man sich bei den Geistlichen leider an das Vorurtheil gewöhnt habe, daß sie in Gottes besonderem Dienst stehen und daher ihre Augen beim Beten verdrehen dürften, als ob sie Gott sähen, wenn sie mit ihm reden! — Darauf erwiderte ich dem Herrn von Geldern, wie Christus gerade den Pharisäern gegenüber das Gebet zunächst in's Kämmerlein verschleufe, weil uns da niemand höre; die Idee sei sehr natürlich, daß, wenn uns kein Mensch hört, Gott uns höre. — Das Gebet bringt uns den Glauben, daß Gott sei, fast bis zum Schauen. Das Gebet ist der Spiegel, auf welchem wir im dunkeln Ort Gott sehen! — Ja, — ihn sehen im Geiste! — „Nun eben,“ — meinte Herr von Geldern — „im Geist und in der Wahrheit sollen wir ihn anbeten, aber nicht in Worten!“ — Ich mußte ihm zu geben, daß gerade das tiefste und wahrste Gebet in unaussprechlichem Seufzen, — ja nur in Aufwallungen der Seele, im Aufschrei bestehen könne! — Das sei das einzig Wahre! — behauptete Herr von Geldern; — er habe auf seinen Gütern einen alten Kerl, der, wenn er für seinen Sohn Fritz betet, ihn dem lieben Gott auf ein Haar beschreibe: „Segne meinen Sohn, den Friedrich Emanuel, Goldschmied in Mitau, bei der Kirche, oben im Stübchen zur rechten Hand!“ — Da mache es doch sein alter ehrlicher Diener Franz besser! Der habe sich ein Gebetbuch gekauft, es in seinem Kasten verschlossen und, wenn er des Abends schläfrig sei, klopfte er dreimal auf den Kasten und sage Amen! Auf die Frage des Herrn von Geldern, was er da mache, habe er geantwortet, es sei doch, denke er, dem lieben Gott eins, wo er

es herausnähme, ob aus dem Kästchen, oder aus dem Herzen, wenn nur das Amen dabei sei! Zu solchem heidnischen Aberglauben verleite die falsche Gebetslehre: Gott bedürfe unseres Gebetes nicht!“ —

„Aber wir bedürfen des Gebetes, wir!“ — fuhr mein Vater mit großer Feierlichkeit fort. „Wir sollen Alles mit Dankfagung empfangen, wir sollen nicht vergessen, daß Alles von Gott kommt! Unser Fallen — ja unser Verstummen — ist ihm mehr als unser studirtes Geplär! Es ist mir unausstehlich, wenn mancher Amtsbruder sich pharisäisch ein langes Gebet concipirt und es sich zehn- oder mehrmal in seiner Studirstube vorsumset, als ob Gott in der Studirstube nicht wäre und man ihn bloß in die Kirch' auf einen Panegyrikus eingeladen hätte? — Christus, der uns eine Vollmacht zu beten gab und es uns in seinem Namen zu thun nachließ, will, daß wir als Kinder zum Vater treten. Hier liegt die ganze Lehre vom Gebet. — Wenn man sagt — wie gestern der Herr von Geldern — es sei doch kindlicher, sich in Gottes Willen ergeben und ihm Alles anheimstellen — so mußte ich ihm erwidern: das sei schon Gebet! Das ganze Vaterunser ist bis auf die bescheidene Bitte: — Brod auf heute! — Ergebung in den göttlichen Willen. Wer so stark ist, daß er nicht Worte braucht — nun, der bete mit der Seele, Geist zu Geist! Aber schwerlich wird Jemand, der von Jugend auf sagen gelernt: Abba, mein Vater! — sich ohne Worte behelfen. Es giebt ein gewisses herzliches, kindliches Denken, das durchaus in Worte ausbricht. Wir sind und bleiben eben Menschen! Das weiß der liebe Gott, der Engel kennt und Menschen kennt. Er erlaubt uns gern ein Wörtchen mitzureden, wenn sich unser Geist zu seinem Schöpfer, dem Geist der Geister, empor-schwingt. Warum sollten wir auch von einer so theuren

Gabe, als die Sprache ist, Gott nicht die Erstlinge opfern? Wie sollten wir auch sonst zur Gemeinschaft des Glaubens und Gebetes unter einander gelangen?“ —

„Ich habe einen Stummen gekannt,“ — fuhr mein Vater nach einer Pause fort, — „der alle Morgen und alle Abend an den lieben Gott schrieb! — Als ich das dem guten Herrn von Geldern gestern erzählte, fuhr er heraus: „„Pastor! da wollt' ich darauf wetten, das hat der liebe Gott recht gern gesehen!““ — „Ja,“ — sagte ich — „weil eine kindliche Einfalt drin ist.“ — „„Nun““ — meinte Herr von Geldern — „„ein Jeder wird seines Glaubens leben! Vielleicht sollten wir nichts mehr als das Vater unser beten?““ — „Das nicht“ — erwiderte ich ihm — „wer kann das Vater unser so oft beten und mit Andacht? So wie man Linien mit Bleifeder zieht, damit die Kinder gerade schreiben lernen, so Christus mit dem Vater unser! — Ich spar' das Vater unser, bin darauf geizig und thue mir ordentlich damit was zu gut.“

„Von dem gemeinen Manne, der aus dem Herzen betet, könnten und sollten auch wir lernen,“ — fuhr mein Vater zu mir gewendet fort; — „ja, wenn wir Volksgebete sammeln könnten, Herzensgebete guter Menschen, — ich sage wenn wir's könnten! wie vortrefflich würde diese lautere Milch schmecken, wie wohl uns bekommen! — Ein solch naives Buch wär' noch nicht in der Welt. Gott müßte es aus seinem himmlischen Archiv herausgeben. Es wäre das beste Lehrbuch für alle Priester und Leviten, die vor Gelehrsamkeit nicht zu Gott kommen können. In Wahrheit, man kann von den meisten Gelehrten sagen, daß vor Rauch kein Feuer zu sehen ist!“ —

Wie gern hätte ich, als mein Vater nach dieser Rede still in den Morgenthau hinauschaute, diesen ächten Priester

der Wahrheit noch stundenlang angehört! — Nach diesem Seelenbad sah ich mich nach irdischem Wasser um. Wir wollten uns waschen.

„Eine Nacht gewacht macht munter,“ — bemerkte mein Vater, — „wir werden beid' einen herrlichen Tag haben!“

„Gewiß; aber ich dachte, Vater, das käme vom ersten Ausflug. Der erste Ausflug aus dem Neste muß Alten und Jungen was Unangenehmes sein. Du verstehst mich; — nach dem lieben Gott bist du mein Vater!“

„Sei gut, Alexander; und das wirst du sein, wenn du Gott von Herzen Vater nennst.“ — —

Der „Tafeldecker“ unterbrach unser Gespräch und sagte, nachdem er eingetreten, in strammer Haltung: „Wünsch unterthänigen Morgen.“

„Guten Morgen, guter Freund.“ —

„Gnädiger Herr und gnädige Frau und gnädiger Jung-
herr bitten zum Thee!“ — Es wurde dort also auch am Morgen Thee getrunken! Mein Vater sagte: „Gleich! — aber lieber Freund, das Wasser hier ist von gestern. Nur „Thee“ fehlt, so ist's Theewasser. Können wir nicht kaltes, frisches Wasser“ —

„Ja! mit Eis, wenn's angeht,“ fügte ich hinzu — „ich hab' von einem Eiskeller hier gehört!“ —

„Wird nicht gut thun,“ — meinte der weichliche Herr „Tafeldecker“.

„Ich bin's gewohnt,“ — versicherte ich ihm, — „Eis im Wasser, Speck im Kohl, Ehr' im Leibe, Gewissen im Herzen!“

„Ja Herr, das sind vier gute Schüffeln, wollt' ich sagen; ja, — ich weiß nicht was? bin der Tafeldecker.“ —

„Nun, Herr Tafeldecker, ich bin sehr hitzig auf's Eis.“

„Sollen's haben.“ —

Sprach's und verschwand. — Während wir auf das Wasser warteten, dachte wohl mein Vater an das „Wasser thut's freilich nicht“. Denn er sagte plötzlich: „So oft ich taufe, ärgere ich mich, daß wir nicht untertauchen. Das wäre was für Leib und Seele!“

„Hör' Vater! Wenn wir so auch mit dem Feuer umspringen könnten! Wenn wir so an die Sonne wie an ein Kaminfeuer herantreten könnten, ohne von der Flamme ergriffen zu werden“ —

„Dann schon lieber die offenbare See.“ —

„Ich möcht' mich doch da eher baden, als die Hände dicht am Sonnenkamin wärmen. Was auf der Erde ist, gehört uns, hast du mich gelehrt.“ —

„Das erste Feuer auf der Erde“ — fing mein Vater zu philosophiren an, — „muß eine schreckliche Wirkung auf Menschen und Vieh gemacht haben. Ein Blitz schlug's vielleicht an, und die Menschen unterhielten ein heiliges Feuer, dessen sich jedes bediente, bis sich's jedes selbst anschlagen lernte. Der Mensch hat sich ohne Zweifel vorgestellt, die Sonne wäre herabgekommen und wandte unter uns.“

„Eine große Vorstellung!“ —

„Ich vergebe den Heiden, daß sie die Sonne angebetet. Sie ist eins von den großen Lichtern, die im Saale Gottes brennen. Wir haben sie noch so ziemlich aus der ersten Hand; in wenig Minuten ist der Strahl auf der Erde.“

„Ich wünsch', ich hätt' das erste Feuer auf Erden gesehen!“

„Du kennst doch, mein Sohn, die Fabel vom Prometheus?“

„Dem Feuertdieb, ja!“

„Noch heute spürst du was davon! Man läßt es nicht, in's Feuer zu sehen; und wenn man mit seinen Augen drüber einen Bund macht, so sieht man nicht, man schießt, man stiehlt! — Die Thiere selbst machen große Augen und staunen das Feuer an. — Wie ich mich freue, wenn ich Spuren der Natur finde, das ist unbeschreiblich; ich denk' immer Gottes Finger zu sehen, wenn ich Natur sehe!“

„Ich sehe Gottes ganze Hand!“ —

„Junge! — Tausendmal hab' ich gedacht, mein Ebenbild! nur etwas rauher dünkt mich. — Schadet nichts, du bist in Kurland geboren und ich — in einer bessern Gegend! Du jung, ich — alt. Söhne, die der Mutter ähnlich sind, bekommen ihre Fähigkeiten und Neigungen, allein in höhern Maße. Sie sind Birnäpfel; ich würde sie alle zu Geistlichen bestimmen. Sie haben bis zum Papst Anlage, nur — keinen Schuß vertragen sie! — Hättest du etwas, Alexander, von diesen Wachsjungens, ich gäbe was drum!“ —

„Und warum, Vater?“

„Das eine Frage! Du sollst doch einst nicht mit Feuer, sondern mit Wasser taufen!“

„Gott braucht doch auch Luthers im Dienst, nicht bloß Melancthons, Vater! Ich wette, Luther sah seinem Vater ähnlich, wie ich dir; und Luther, das wett' ich auch, wär' ein so guter Generalfeldmarschall geworden, als er jetzt Glaubensvater ist, und hätt' so gut Siege erfochten, als einen Katechismus geschrieben.“

„Es würde manchmal gut sein,“ — bemerkte mein Vater — „wenn sich ein Geistlicher mit einem Narren von Freigeist herum schießen könnte. Gewiß würd' er mehr

durch's Pulver als durch Gründe frommen, besonders in Kurland, wo alles nach Pulver riecht! — Allein wer das Schwert nimmt, wird durch's Schwert umkommen!“ —

„Mit Dreien nehm' ich's auf, Vater — ich meine mit Freigeistern; sonst weiß ich auch, wer Herz hat.“

„Feigheit, lieber Sohn, fällt in alle fünf Sinne, man sieht sie im Finstern. Einen wahrhaft muthigen Mann kennt man nicht so leicht. Er trägt nicht Spieß und Lanze. Gemeinhin sieht er sogar blöde aus. Seine Miene ist sanft und edel; wenn er spricht, ist's fast als spräche man mit einem Frauenzimmer.“ —

„Nun ja — wer da hat, braucht nicht zu borgen!“ —

„Ein muthiger Mann ist ein vermögender Mann, und darum braucht er kein Creditkleid, keinen Empfehlungsbrief. — Er ist überzeugt, daß es ihm nicht fehlen könne. Muth ist ein edles Bewußtsein, von dem einige Leute sehr einfältig sagen, es sei den Menschen anzu sehen. Stolz ist anzusehen, allein kein edles Bewußtsein! — Bekämpfe dich selbst, dann hast du Muth, auch ohne den Degen in der Faust, ja selbst in Schlafrock und Pantoffeln. Muth braucht man, wie Salz, zu Allen und beim Kammertod mehr als auf dem Bette der Ehren, wo Muth und Verzweiflung oft die Herzhaftigkeit einfeuert. Dies ist gleichsam ein eingeheizter Muth! Und: ist der Ofen kalt, ist Alles kalt.“

„Ich weiß, Vater, wie ich das Loch hier am Kopfe kriegte, was es heiße, auf dem Bette der Ehren ein Loch kriegen; und wie ich krank war, was ein kalter Ofen heiße. Sich selbst bekämpfen, Vater, und eine Hopfenstange sein, d. h. gar keine Leidenschaften aufkommen lassen, ist doch zweierlei!“

„Gewiß, mein Sohn! Sich in wagerechten Stand setzen und immer ein Gleichgewicht halten, ist unmöglich. Wer nicht Leidenschaften hat, ist kein Mensch. Selbst unser Herr und Meister jagte Künfer und Verkäufer ans Gottes Tempel. Wer im Sitzen schelken, oder, wenn er sich stößt, beten kann, ist ein Mensch, mit dem ich nichts zu theilen haben will. Ich werd' gewiß von ihm betrogen. Ich hab' mich als Pastor zu dem „,daß dich der Tausend““ bequemen müssen; „,daß dich der Teufel!““ — sagt man, — soll gesunder sein. Es soll wie ein Glas Wasser abkühlen. Die Natur kühlt sich auch durch Donner und Blitz. Um dem Teufel nicht so viel Ehre anzuthun, sollte man ein ander Wort erfinden. Es kommt Alles auf Begriffe an.“

„Vater, Alles was du mir da sagst, ist mir so bekannt als ob ich's schon gewußt hätte, und doch lerne ich's erst!“

„Das ist der größte Beweis der Wahrheit. Der Vers ist gut, den man auf einmal behält; und eine Sache, die, wenn wir sie gehört, uns so dünkt als hätten wir sie schon zuvor gewußt, ist gewiß wahr. — Aber laß uns jetzt uns fertig machen — der „,Thee““ — wird schon erwünscht kalt sein.“

„Vater, ich möcht' noch zehn Stunden hören!“

„Und ich, mein Sohn, bin lang' nicht so ein Vielwiffer gewesen wie heut; und du — umfassest Alles, du sprichst so behend und jedes Wort ist — Schach dem König. Das machen die neuen Betten und die Nacht ohne Schlaf!“

„Noch Eins, Vater! — ha, Wasser!“ —

„Ströme! — Desto besser, für dich einen und für mich auch einen!“ — —

Der Herr Tafeldecker hatte endlich das frische Eiswasser gebracht. Nachdem wir uns gewaschen, sagte ich: „Hör Vater! Das „,noch Eins““ — hab' ich nicht ersäuft; hast du es

nicht bemerkt: die gnädige Frau von Geldern ruft mich immer „„Monsieur!““ —

„Was kann ich dafür, Alexander! Es ist allerdings sonderbar, daß Monsieur bei den Deutschen zwei Pfund weniger als Herr, und Mamsell zwei Pfund mehr wiegt als Jungfer!“

„Immerhin, Vater! Ein Franzose mag ein Monsieur sein, aber nicht ich. Zwei Pfund weniger oder mehr, ich ehre das Wort Jungfer!“ —

„Ich auch, Alexander, und auch darum mit, weil es sich rein hält und mit keinem Reim in Gemeinschaft tritt. Das sind für mich — denk an das Wort „„Mensch!““ — wahrhaft königliche Wörter; sie geben sich nicht erst mit was Anderem ab!“

„Wer meine Schwester“ —

„Wenn du nur eine hättest, mein Sohn!“ —

„Wer meine Schwester Mamsell hieße, der sollte eine Ohrfeige mit dieser Hand haben, oder ich will ein Monsieur sein! — Und immer in der dritten Person spricht die gnädige Frau zu mir: Wird Monsieur nicht haben wollen, will Monsieur nicht ein Glas Bier? — Bin ich denn kein Du oder Sie werth? Kann sie mir nicht grad' in's Gesicht sehen, wenn sie mir zuspricht? Sie schießt nur von der Seite herab. Gottlob, daß sie nicht mit Er herumwirft, ich wüßte nicht — Vater! was ich thäte! — Wann fängt man denn an „„Litteratus!““ zu sein und in der Gesellschaft eine Stellung einzunehmen?“ —

„Es ist nicht überall gleich. Im Mitau'schen Kreise früher, im Vanske'schen Kreise später, im Selburg'schen Kreise noch später, im Doblehn'schen Kreise früher als im Mitau'schen u. s. w. durch alle Kreise.“

„Nicht wahr, Vater, der alte Herr von Geldern hätte verdient den linken Flügel meiner Phalanx zu commandiren! Es liegt so was feldherrnmäßiges in seinem Wesen. Von seiner Frau dünkt mich, kann's heißen: ihr Wurm wird nicht sterben; aber von ihm: sein Feuer nicht verlöschen!“

Mein Vater antwortete nicht. Wir hatten unsern Morgenanzug vollendet und giengen selbender hinunter in den Garten. —



Zweites Kapitel. Gartengespräche.

Draußen fanden wir die „gnädige Frau“ in fürsorglich gewählter Morgentoilette bereits am Thee- oder Kaffeetisch, welcher unter uralten grünen Bäumen gedeckt war.

„Ah! Sehr erfreut, Herr Pastor — wohl geruht? Ich bitte Platz zu nehmen. — Herr von Geldern hat einem Sperling das Leben abgesprochen und ist eben unten, ihm das Wort zu halten. — Monsieur, bitte zu sitzen — ohne Umstände. Gartenfreiheit! da sind wir Alle gleich.“ —

„Ja, gnädige Frau! schon vom Paradiese her“ — erlaubte ich mir zu bemerken. Mein Vater bückte sich bei der Morgenbegrüßung bis ans Wort halten, ich von Monsieur an.

„Kaffee gefällig?“ —

„Unterthänigen Dank“ — lautete unser beider Antwort.

„Thee vielleicht?“

„Danke gehorsamst“ — bemerkte mein Vater mit einer Verbeugung.

„Wie? Niemals?“ — fragte verwundert unsere Wirthin.

„Niemals, gnädige Frau.“

„Und warum?“ —

„Ich denke, gnädige Frau, ein jedes Volk hat, was es bedarf, — kann Original sein, braucht nicht Thee oder Kaffee zu trinken.“

„Aber angenehm ist wenigstens Kaffee im Grünen?“

„Warum nicht eine Mahlzeit aus natürlichen gesunden Speisen? — In Kurland geht's mir beinahe mit dem Frühstück wie in England, und das hat, ich muß gestehen, sehr viel Verführerisches. Alles kommt ungeputzt zusammen, wie bei einer Brunnenkur, und mit einem so freien unverfälschten Kopf, daß es eine Lust ist, gute Leute frühstücken zu sehen. Die Seele ist, so wie der Leib, im Negligé, und wenn's früh ist, ist der Tag selbst so. Sein Schleier ist ein lebenswürdiger wonnevoller Anzug! — Nicht immer aber, gnädige Frau, können wir — in Pyrmont sein und den Brunnen trinken und unserer Seele und dem Tage bei der Toilette aufwarten. Wir haben Geschäfte: die Morgenstunde“ —

„Ich meinerseits“ — unterbrach Frau von Geldern meinen Vater — „halte Kaffee und Thee keineswegs für gesund.“

„Ich auch nicht, gnädige Frau! — Die Aerzte sind indessen getheilt“ —

„So wie in Allem, was die Diät betrifft, die ein jeder Arzt nach dem Schnitt seines Magens beurtheilt.“ —

Plötzlich fiel ein Schuß; er ward von uns Allen gehört und gesehen. „Aha! der Sperling“ — riefen wir fast unisono.

Herr von Geldern nahte sich triumphirend, einen todten Sperling in der Hand. — „Ha, willkommen im Grünen! Herr alter und Herr junger Pastor.“ —

„Gelt! Monsieur ist erschrocken“ — bemerkte die Frau, mit ihrem herablassenden Lächeln mich fixirend.

„Ich, gnädige Frau? Ueber einen Schuß!“ — Ich fand keine Worte. —

„Er erschrickt über dich, und ich auch, — gnädige Frau,“ sagte spöttisch der Alte. — „für's Erste bitt' ich „Herr““ statt „Monsieur!““ — Wer vor einem Schuß erschrickt, mag ein Monsieur sein! — Sieh' ihm nur in's Gesicht. Ist der erschrocken?“ —

Frau von Geldern, um wieder gut zu machen, was sie etwa an mir verschuldet, sagte galant: „Ich höre, Sie haben schon gepredigt?“

„Ja,“ — sagte Herr von Geldern, indem er mir auf die Schulter klopfte, — „das heiße ich einen Seelenschuß. — Ich habe sie weit und breit rühmen hören.“

„O — bitte, — ohne Verdienst und Würdigkeit.“

„Ew. Hochwohlgeboren“ — nahm mein Vater das Wort —

„Herr Pastor, lassen Sie mir den Hochwohlgebornen weg oder“ —

„Aber, lieber Mann,“ — fiel Frau von Geldern ein, — „wenn der Herr Pastor sich's nun angewöhnt hat?“ —

„So muß er's sich abgewöhnen.“

„Ja,“ meinte die hochadlige Hausfrau: „falls es ohne Mühe geschehen kann.“

„Nein, wenn's ihm auch Mühe macht.“ —

„Das nenn' ich Zwang — lieber Mann!“ —

„So! — Nun, das hängt von Ew. Gnaden ab! — Herr Pastor! Sie wollten von der Predigt sagen.“

„Wenn Sie sie gehört hätten, würden Euer Hoch“ —

„Herr Pastor, ich bitte! — Ich nehm's für ein heimliches Verständniß mit meiner Frau, wenn Sie nicht thun, was ich bitte, was ich will. Also: wenn ich sie gehört hätte, würde ich“ —

„Eine gute Suppe und einen guten Nachtisch gefunden haben d. h. ein paar schöne Lieder, die seine Mutter ausgesucht hatte. Die Predigt war nur, um zu versuchen, ob Stimme und Anstand — nur des Leibes Nahrung und Nothdurft wegen, wenn ich so sagen darf.“

„Ich würde bitten“ — bemerkte die Hausfrau mit gefühlvollem Tone — „die Predigt hier im Grünen zu wiederholen.“

„Warum nicht gar? Eine Predigt in der Kirche, eine Pfeife Tabak im Grünen!“ — meinte der Mann.

„Ich glaube auch, ich würde im Grünen von der Natur überschrien werden,“ — wagte ich zu bemerken.

„Recht, mein junger Freund! — Nun, haben Sie schon — warm Wasser getrunken?“

„Wir haben gedankt, wir trinken nur kalt Wasser ohne Gewürz, wie's Gott bescheert.“

„Das ist brav! ich auch so — da siehst du, Frau! was brave Kerls sind.“ — Und in dem er den todten Sperling wegwarf, rief er: „Ein Dieb weniger in der Welt.“

„Ja“ — bemerkte mein Vater, — „ein wahrer Dieb: unstät und flüchtig, wie das böse Gewissen.“

„Es kommt indessen auf Erziehung an,“ meinte Herr von Geldern: „Der Sperling singt dann sogar, wie einer der schönsten Sänger unter den Vögeln; Dieb würde er freilich auch bei einer Sirenenstimme bleiben. Kein Vogel hat eine eigenthümliche ihm von Gott verliehene Singstimme, sondern nur flöttraversansatz, Fähigkeit zu allem vogelmöglichen Gesang. Es kommt auf den Cantor an: wie die Alten sungen, so zwitschern nach die Jungen! — Wo ist denn der Gotthard mit seinem halbehrwürdigen Hofmeister geblieben?“

„Der Junker“ — die gnädige Frau legte dabei den Accent auf Junker — „kleidet sich an. Der Hofmeister leistet ihm Gesellschaft.“

„Der Jung' ist gut,“ — unterbrach Herr von Geldern seine Ehehälfte — „nur nicht viel Herz, und das hast du Schuld, — Frau!“

„Besser kein Herz als keinen Verstand!“ — bemerkte sie in gekränktem Tone.

„Ach was! das ist nichts geredet. Verstand ist nur des Herzens Spürhund. Ich kenne noch keinen beherzten Mann, der nicht mindestens für's Hans Verstand genug hätte; aber verständige kluge Schurken kenn' ich dir so gut, als meine Kugel-, Schrot-, Wind-, Bürschbüchsen, Gewehr auf ein Haar. Ich weiß den Unterschied zwischen beherzt und gutherzig; allein Herz ist — hol mich der Henker — Herz! Es kommt Alles auf eins heraus. Du wirst dein Lebtag nicht einen heherzten Mann kennen, der nicht mitleidig, großmüthig, gutthätig ist und seine paar Tropfen weinen kann. Verstand! Sieh doch! was ihr Weiber dieß Wort in den Mund nehmt. Dieß Wort ist mit Ew. Gnaden Erlaubniß generis masculini, oder wenn du es im Deutschen haben willst: Es hat Haar um den Bart!“ —

„Wird aber oft kahl geschoren!“

„Ha, ha, ha! Ein guter Einfall! Euretwegen aber wächst es wieder. — Ha, gnädige Frau, wie gefällt“ — er wandte sich dabei mit einem ceremoniellen Bückling zu ihr hin — „wie gefällt Ihnen meine Predigt in der freien Luft? Die Anwendung werden Sie selbst machen.“

„Sie ist schon gemacht“ — sagte sie kurz und fast tonlos.

„Darf ich wissen, wie?“

„Mich dünkt, es zeigt wenig Verstand, Böses von seinen Kindern zu sprechen. Monsieur — der Herr — wollt' ich sagen, wird sich einen schönen Begriff vom Junker machen.“

„Böses? sagt' ich nicht guter Junge“ —

„Junge! — Schon dieß Wort in gewisser Leute Gegenwart“ — sie wies auf die Bedienten — „ich denk' doch, er hieße so gut Herr von — als Ew. Hochwohlgeboren?“ —

„Es scheint, Ew. Gnaden wollen mein Schiff entern. Gehorsamer Diener, so nah sind wir noch nicht. Weißt du, Frau, was entern ist? frag's nach in Libau!“ —

„Entern hier, entern da, es schießt sich wenig“ —

„Albern! es muß sich schicken. Er ist Edelmann, weil ich einer bin; dabei ist wenig auf seiner Seite.“

„Der Adler ist darum Adler, weil sein Herr Vater einer war.“

„Warum Adler? warum nicht Gans? so bleibst du in der Landsmannschaft! — Adler! — Ha! ha! ha! Engel haben keinen Zunamen; Teufel auch nicht. Wenn nicht adlige Zunamen wären, würden mehr — Menschen sein! — Weißt du wohl wie lange es ist, daß solche Zunamen sind? Der Teufel hol' den Schlingel, der sie zuerst aufbrachte! So mancher Edelgeborene thut darum selbst nichts, und sieht vor oder hinter sich! Hat doch dieser in früherer Zeit was geleistet und wird doch jener vielleicht in späterer Zeit — so raisonniren die verfluchten Jungens und leisten selbst nichts! Daß Gott erbarm! — In Kurland besonders ist ein Edelmann eine Erbscholle, ein glebae adscriptus, nicht wahr, Herr Pastor?“

„Ich hab' das oft selbst gesagt, Herr von Geldern; da ist aber nicht der Edelmann, sondern Kurland und Semgallen

sind Schuld. In diesem Fall hat ein Literatus den Vorzug, daß er, wie die Apostel, in alle Welt geht. Befällt ihn je das Heimweh, er stirbt wenigstens nicht auf der Stelle, wo er geboren ist. Mit ihm ist's Komma, Kolon, Semikolon, mit dem Adel Punktum."

"Ha, ha, ha, — Sie haben Recht: Punktum, ein groß Punktum, man kann es fast einen Klecks nennen. Da wo ich geboren bin und sterben werde, sind schon sieben geboren und gestorben und mein Junge wird den Punkt nicht verrücken!" —

"Warum denn nicht?" — bemerkte die verletzte Mutter.

"Weil er nicht kann, und kein Kurländer es kann! — für ihr Vaterland Korn und Weizen säen und die Felder düngen, das ist Alles, was in ihrer Macht ist. Darum Punktum! Punktum! Punktum!" —

"Der Himmel gebe, Du machtest Punktum, und wir fingen was anders an." —

"Mit dir, mein Schatz, wenn's — Ew. Gnaden gefällt. — Aber, Herr Pastor, wie kommt's, daß es mit den Söhnen gelehrter Leute in gewisser Art nicht besser geht?" —

Die gnädige Frau ging beim Wort „gelehrten Leuten“ sehr freundlich ab. Ihr Compliment für mich zeigte, daß ich „Herr“ und nicht mehr „Monsieur“ in ihren Gedanken war.

"Sie haben Recht" — bemerkte mein Vater auf die Frage des Herrn von Geldern; — „ein Gelehrter hat selten einen Sohn, der seinem Bilde ähnlich ist. Mit ihm fängt's an, mit ihm hört's auf; allein dieß gilt nur von Gelehrten ersten Ranges, von Halb-Engeln so zu sagen; Ganz-Engel giebt's nicht unter Menschen, die Fleisch und Bein haben. Copernikus, Newton, Kepler, Leibnitz“ — —

„Ha! Das waren Kerls! Wissen Sie, Herr Pastor, dem Copernikus bin ich am gutsten, Gott weiß warum! Seinetwegen wünscht' ich fast ein Preuße zu sein.“

„Es ist wahr,“ — sagte mein Vater — „Copernikus schloß den Himmel auf. Er war ein Petrus, zu dem Gottes Stimme erscholl: ich will dir des Himmelreichs Schlüssel geben; — Newton aber war chargé d'affaires des menschlichen Geschlechts, im Himmel und auf Erden und unter der Erde. Licht war sein Blick, und was er machte, das gerieth wohl. Kepler ein Haushalter über Gottes Geheimnisse, Siegelbewahrer der Natur; und Leibnitz ein Kammerherr unter ihnen, ein Mann, der Allen allerlei war, der erfinden konnte, ohne Bleifeder und Schreibtafel in der Hand zu haben.“

„Ja! — Und kein Mensch weiß von dieser Leute Kindern!“ —

„Mir scheint,“ — fuhr mein Vater fort — „ein Mann wie Newton hatte keine Kinder nöthig. Jeder seiner Schüler ist sein Sohn. — Ein Gelehrter dieser Art hat das Glück, lauter wohlgerathene Kinder zu haben, es sind Seelenerben, die er mit Geist und Wahrheit nährt.“

„Alles gut, lieber Pastor, was hat aber Newton und Alle von seinem Selichter davon?“ —

„Ein doppeltes ewiges Leben — in jener Welt eins, und in dieser Welt eins. Ein Gelehrter, der sich seiner Unsterblichkeit bewußt ist, hat einen Beweis mehr in sich, daß er nicht aufhören werde. Diese Unsterblichkeit und jene Unsterblichkeit sind verwandt; — und rechnen Sie dieß Bewußtsein für nichts, ehe solch ein doppelt Unsterblicher den Weg geht, den wir Alle gehen? Er lebt doppelt — schmückt sterbend doppelte Kräfte der künftigen Welt.“

„Hören Sie, Pastor, noch bin ich nicht ganz überzeugt. Es ist mir nicht anders, als wenn ich losdrücken will, und der Vogel fliegt davon.“ —

„Ich bitte, lassen Sie ihn nicht fliegen!“

„Sehen Sie, bei gelehrten Familien laß ich den Nachruhm gelten“ —

„Die meisten Menschen“ — unterbrach mein Vater — „halten den Nachruhm für Nachhall: allein gefehlt! sehr gefehlt! Aufrichtig, ich kenn' bis jetzt keinen stiftsfähigen Familiengelehrten. Der Sohn lernt meist beim Vater das Handwerk aus und hat Vorzüge beim Meisterwerden. Der Sohn behält sozusagen des Vaters Keisten, und Alles ist nach väterlicher Weise. — Man nennt dieß Wissen: Familiengelehrsamkeit.“

„Gelt! die ist nicht viel über eine Elle besser als Familienwitz. — Und doch Gott ehr' mir den Witz, weil er zu lachen macht; das Klügste, was der Mensch auf dieser armen Erde thun kann!“

„Ja, Herr von Geldern, über Witz lacht man, aber die wahre tiefgehende Urtheilskraft macht seelenfroh: — und solche Seelenfreude ist doch eine ganz besondere Freude. Man kann hiebei auf seine eigene Hand, wie ein König vergnügt sein. Dieß ist der einzige Fall, da man sich auch ganz allein — wie soll ich sagen — einen geistigen Rausch antrinken kann. Der Witz hingegen liebt Gesellschaft.“

„Beim Witz muß Alles wie von ungefähr kommen. — Es blitzt, ohne daß man vorher Wolken sieht. — Wenn ich bei großen Familienfesten vier Köche und Jungens ohne Zahl mit weißen Schürzen herumlaufen sehe, ehe die Flügeltüren zur Tafel geöffnet werden, sag' ich schon vor Tische: profit! Mir schmeckt es dann gar nicht. Auf Hochzeiten ess' ich am wenigsten; ich könnt' immer Medicin einnehmen, eh'

ich zur Hochzeit führe — wegen all der langweiligen Vorbereitungen! — Ich denk', Herr Pastor! Witiz und Vergnügen sind wie Vater und Sohn; und Vergnügen, wenn's gleich noch so viel kostet, muß so aussehen, als wenn es Geschenk wäre."

"Jeder witzige Einfall" — bestätigte mein Vater — „hat die Natur, daß er uns in der Erwartung betrügt; im gemeinen Leben gehört sogar ein gewisses Gesicht dazu, Einfälle zu sagen. — Es giebt auch Witiz, der im Anfang nicht auffällt, allein in der Folge wird man überrascht, und das ist oft der beste. Er gefällt noch im Nachgeschmack; wir wußten nicht, wohin man uns führte; allein auf einmal ein schöner Platz!"

„Lassen Sie uns aufräumen, Pastor! Sie sind ein Mann, der zum Menschen menschlich redet. Viele der Herren Philosophen haben da erst so einen Wörterkram, daß mir der Kopf darüber bricht; und was sollt' ich mir den Kopf über Worte brechen? Ueber Sachen mit Freuden! Man muß bei jenen Herren erst drei Jahre schweigen, ehe man ein Wort mitreden kann: sie sind immer bis an die Zähne verschanzt. Sie sind Priester, die lateinisch zu Werke gehen. Wir armen Leute wissen, wie bei den Russen die Gemeinde thut, nur Amen und Gospodipomilui. — Sollte denn nicht Alles, was gelehrt ausgedrückt wird, auch in der gemeinen Sprache Raum haben? Es kommt nur, dünkt mich, darauf an, daß die Herren Philosophen sich den Kopf zerbrechen, anstatt daß sie uns ihn brechen lassen. — Was ich noch sagen wollte, betrifft ein paar Worte: Naiv und Laune, — meine Frau und mich. Sie braucht das Wort naiv, ich Laune; allein was beides eigentlich sagen will, wissen wir, hol' mich der Henker, beide nicht; ob wir es gleich gewiß so wissen, wie man eben das Meiste weiß. So viel aber glaub'

ich, daß man nur von einer Frau sagen kann, sie wäre naiv: von unser Einem aber, wir hätten Laune.“

„Um Sie beim Wort zu halten“ — antwortete mein Vater — „wenn man etwas Philosophisches, etwas Richtiges in der gemeinen Sprache sagt, ist man, dünkt mich, naiv. In Einfachheit richtig denken und thun heißt naiv sein. Philosophie ohne Kunstwörter würde ich eine naive Philosophie nennen. Launig ist man, wenn man, ohne auf sich Acht zu haben oder wenigstens diese Achtsamkeit merken zu lassen, spricht und handelt. Man kann auch durch seinen Anzug, durch die Farbe im Kleid Laune verrathen. Man könnte sagen, man wäre launig, wenn sich die Seele ohne Spiegel angezogen hat.“ —

„Ich verstehe so halb und halb, lieber Pastor; um es ganz und gar, durch und durch zu verstehen, würd' ich ohne Kopfschmerz nicht abkommen. — Aber, Pastor, sagen Sie, sind wir nicht ein Paar Narren gewesen, daß wir uns so viele Jahre den Rücken gefehrt? Ich glaube, wir hätten schon ein neu' System während dieser Zeit zu Stande gebracht. — Ich möchte nur noch Eins wissen. Ihre Auffassung der Naivetät bringt mich darauf. Der Naive ist, scheint mir, himmelweit entfernt von aller Selbstentzweiung oder auch von der Selbstkritik. Wie steht es denn mit der Erkenntniß des eigenen Selbst? Ich hab' es, glaub' ich, von Ihnen: wer gen Himmel fahren will, muß erst Höllenfahrt halten. Wer Gott erkennen will, erkenne sich erst selbst. Ist das die Lehre von Buße und Glauben?“

„In gewissem Sinne allerdings“ — erwiederte mein Vater — „das Wörtchen Ich ist ein Gemälde der Seelen! Je mehr man dieses Ich versteckt, je mehr sogenannte Weltbildung hat man. Die Selbstschätzung besteht oft nur darin, daß uns Alles daran liegt, von Anderen nicht gering geschätzt

zu werden. Der Mensch ist zum Tausch und Austausch geboren; er möchte oft seinen Stand, seine Seele, seinen Leib, — nur nicht sein Ich vertauschen!“ —

„Herr Pastor, Ihr Ich ist ein Bild aller Menschen; das Selbst ist das Ziel, wornach wir Alle schießen; mancher trifft in's Schwarze, mancher dicht bei, mancher weit davon. Aber darüber erbitte ich mir noch eine Erklärung: warum gehört zur Beobachtung seiner selbst Anleitung! Warum Kunst, sein eigener Zuschauer zu sein, obgleich man sich doch immer vor der Nase hat?“ —

„Warum muß man, lieber Herr von Geldern, die Alten lesen, um zur Natur zu kommen? Warum brauchen wir Dolmetscher, da die Natur doch Deutsch versteht? Selbsterkenntniß ist noch schwerer zu erlangen, als Naturerkenntniß und Menschenkenntniß. Man ist sich selbst zu nah!“ —

„Aber, lieber Pastor, sind denn nicht alle Menschen Menschen, und hat man nicht alle, wenn man sich selbst hat?“ —

„Gewiß, Herr von Geldern, wenn! — Eins steht mir fest: ein Jeder, der je die Menschen getroffen, hat in seinen Busen gegriffen. Bete und arbeite, das heißt im Grunde nichts anders als: lerne dich und Andere kennen.“

„Zum Ich gehört aber doch nicht bloß Beten und Arbeiten, sondern auch Lachen und Weinen; das eigentliche Lachen meine ich, das Lachen mit Leib und Seele, das ja bloß dem Menschen eigen ist. — Ich halte viel auf's Lachen, und find's außerdem für's beste Digestiv.“ —

„Jammer und Schade, Herr von Geldern, daß wir hierin gleicher Meinung sind; denn sonst würd' es doch noch was zu lachen geben. Ueber Wahrheiten sollte man immer mit fröhlichem Munde, d. h. mit dem Munde der Wahrheit streiten. Alle Menschen, wenn sie sich malen lassen, sehen

freundlich aus, zum Beweise, daß dieß die beste Miene sei. Der Mensch ist durch Hang zum Scherz geboren.“

„Es steht aber nicht geschrieben, Pastor, daß Christus gelacht habe; — allein er nannte den Herodes einen Fuchs, und das — glaube ich — setzt ein Lächeln voraus. Die Schrift spricht: Der Herr lachet ihrer; — ich glaube sogar, es wäre nicht übel, auf der Kanzel selbst mitunter so ein Fuchswörtchen zu verlieren.“

„Dazu gehört mehr Geschicklichkeit, als ich praktisch glaube“ — bemerkte mein Vater und fügte nach einer Pause hinzu: „Gute Menschen finden übrigens, daß, wenn sie fröhlich sind, Alles um sie herum froh ist. Die ganze Natur lacht, aber nicht laut! Der Mensch lacht, wenn Andere lachen, und oft noch lauter als der, so den Ton angab. Die Traurigkeit des Andern rührt; mit Schluchzen jedoch und großen oder Platzthränen können wir nicht so leicht Mitgefühl erwecken. Die innige Mitfreude, sowie das Mitleid beweisen, daß wir alle Einen Gott und Vater haben, und Alles was Augen hat, kann sympathisiren.“

„Jeden Menschen aber, lieber Pastor, kleidet das Lachen nicht. Einem kleinem dicken Mann steht's herrlich, — das sollten sich die Lustspieler merken und feinen langen, groß gewachsenen Menschen Poffen reißen lassen.“ —

„Man freut sich vielleicht in solchem Fall, daß der kleine dicke Mann eben wegen seines lustigen Wesens so dick und fett geworden.“

„Vernünftig Lachen ist schwer; — nicht wahr, Pastor?“ —

„Mich dünkt, vernünftig weinen noch schwerer! Vielleicht kann es der Mensch, wenn er gleich seine siebenzig erreicht, nur zweimal in seinem ganzen Leben! Indessen ist auch beim Lachen viel zu erünnern. Es entsteht immer aus einem Widerspruch. Man lacht z. B. wenn jemand

fällt und sich nicht Schaden thut; besonders lachen dann gemeine Leute, die feinere Widersprüche nicht begreifen können. Wenn jemand, der einen Andern aufziehen will, selbst von diesem aufgezogen wird und den Kürzeren zieht, so daß ihm zum Nachtheil der Vorhang fällt, klatscht Alles in die Hände. — In der Art zu lachen giebt's so viele Feinheiten, daß ich gewiß glaube, das Lachen sei die Probe vom Menschen; — wie und wann er lacht, zeigt was er ist, ob schon das Gesicht das Protokoll vom Charakter, und die andern Theile, namentlich die Bewegung der Hände, das Protokoll vom Temperament sind! — Scheint es Ihnen nicht auch, Herr von Geldern, der menschlichste Mensch, der beste Lacher, begehrt einen Widerspruch, wenn er über einen Widerspruch sich freut, das ist, wenn er lacht, — und doch: Jemanden mit weinenden Augen lachen sehen, ist ein schöner Anblick. Wie ein Regenbogen ist's! — Schriftsteller, die Thränen mit dem Lachen kämpfen lassen, so daß keines die Oberherrschaft erhält, treffen das Leben eines Weisen.“

„Weiß Gott, lieber Pastor! Das wäre Citronensaft mit Zucker! Ich für meinen Theil liebe nichts Sauerfüßes. Es lebe das fröhliche Herz. Ist das Lachen gleich Widerspruch, auch da ist das Leben getroffen, wemgleich nicht das weise Leben! Was ist denn in der Welt ohne Widerspruch? Sind doch bei uns im Sommer oft kalte Tage! Regnet es doch, wenn wir erndten wollen! Und doch, sagt man, ist diese Welt die beste! Wer mir selbst die heiligsten Sachen mit finsterner Stirne sagt, wird mein Herz nicht aufschließen und hat's nie aufgeschlossen. Daher denk' ich, mit Ew. Hochwohllehrwürden Erlaubniß, richten die Herren Geistlichen so wenig aus. Der Pater von Sancta Clara hat mehr Gutes gestiftet als zehn Kopfhänger.“ —

* * *

Das Gespräch der beiden wackern Freunde hatte so lange gedauert, daß der Bediente bereits mit dem zweiten Frühstück nahte und einen großen Präsentirteller mit Wein und Eßwaaren hinstellte. Herr von Geldern schenkte ein, nahm sein Glas in die Hand und rief, indem er mit mir und meinem Vater anstieß:

„Vivat das Lachen! Es ist das beste Dessert. Ich denke es keinem großen und kleinen Herrn, der gut verdauen will, daß er sich — wenn nicht anders durch einen Hofnarren — ein Lachen bereiten läßt. Es ist ja doch ein elend, jämmerlich, kränklich Ding mit aller Menschen Leben, vom Mutterleibe an, bis sie in die Erde gebettet werden. Das Alter und die Jugend sind krank — das Alter ist hektisch, die Jugend hat das hitzige Fieber. — Aber wo Liebe und Freundschaft Platz finden und das Herz gesunden lassen, da sind auch Lachen und Fröhlichkeit am Platz! — Also — nochmals: Vivat die echte, rechte, gesunde Fröhlichkeit!“ —

Er stieß nochmal mit uns an, schaute in das hellleuchtende Naß mit sinnvollem Lächeln und sagte zu meinem Vater:

„Hören Sie, Pastor, — der helle feurige Wein bringt mich auf Freundschaft und Liebe — denn wo von Liebe die Rede ist, da habe ich Sitz und Stimme; — ich meine, die Liebe, die electrisirende, kommt auf einmal; sie wohnt parterre; die Freundschaft — steigt Treppen. Es gehören Jahre dazu, ehe ein Freund ein Freund wird!“ Er schüttelte meinen Vater stark die Hand. „Wein und Liebe führen mich aber zu den Weibern! Und da möchte ich Sie noch Einiges fragen, bevor wir gestört werden. Ich höre schon Wagengerassel; wir bekommen Besuch! — Also kurz und gut: was nennen Sie eigentlich hübsch?“

„Was ohne Reiz gefällt“ — antwortete mein Vater rasch; — „das eigentlich Reizvolle gehört schon zur Liebe.“ —

„Warum aber sind die Weiber, selbst die häßlichen, meist stolzer als die Männer?“ — fragte Herr von Geldern weiter und fügte halbblaut wie beiläufig hinzu: „Meine Frau ist es auf eine übertriebene Weise; aber im Grunde sind es Alle!“ —

„Ich glaube,“ — erwiderte mein Vater — „weil ihr Rang in dieser Welt zweideutig ist. So ist z. B. ein Fürst meist gegen einen Grafen stolzer als gegen einen gewöhnlichen Edelmann oder gegen einen Bauer. Ist nun gar des Weibes Mann in seinem Rang oder in seiner Stellung auch zweideutig, ist er z. B. ein neuer, frisch gebackener Edelmann, so ist ihr Stolz meist grenzenlos.“

„Noch Eins, lieber Pastor: warum putzen sich die Weiber, wenn sie gleich schon an sich gefallen?“ —

„Gewiß nicht unsertwegen! Gegen Männer brauchen sie ihre natürlichen Waffen. — Andere ihres Geschlechts zu verdunkeln, andere zu überglänzen, — darum der Putz.“ —

„Nehmen Sie mir es nicht übel, Pastor, noch Eins — es bleibt mir sonst auf der Seele lasten: — Warum sind die Weiber fast allzumal geizig? — meine Frau ist es auch — warum, warum?“

„Mir scheint, — Herr von Geldern, — weil sie sich selbst nichts erwerben und von Zinsen leben. Jedes Zinsenleben ist von der Gefahr des Geizes begleitet.“

„Pastor! Das nenn' ich fragen und antworten wie gedruckt, wie abgeredet! — und ebenso als ein Buch, das frag- und antwort-weise abgefaßt ist! — Was übrigens die Weiber betrifft — dafür stehe ich, daß man ohne Theorie heirathen müsse. Nur um des Himmels willen kein dummes Weib! Denn wie die Mutter, so die Söhne“ —

„Doch nicht allemal“ — unterbrach ihn mein Vater, — „oft ist der Körper auf ein Haar die Mutter, die Seele aber der Vater und umgekehrt.“

„Weiß Gott!“ — sagte Herr von Geldern mit einem Seufzer und, indem er sich zu mir wandte, fuhr er fort: „mein Sohn, den ich Ihnen empfehle — er selbst wird es schwerlich — ist ganz die Mutter — in meinem Jagdrock! — Was ist zu machen? Diese Welt ist eben — nicht die beste!“

Da wir schon einen Wagen rollen hörten und wir uns aus dem Garten in den vorderen Hofraum begaben, wandte sich unser edler Wirth noch zu mir und fragte: „Warum sprechen Sie denn nicht mit?“ — „Weil ein junger Mensch in Gesellschaft der Alten nur zuhören oder lernen soll“ — antwortete ich rasch. — Meine Leser können aus meinem langen Referat sehen, daß ich ein aufmerksamer Secretär gewesen, und wie es zugegangen, daß ich so viel behalten habe. —



Drittes Kapitel.

D a c h b a r b e s u c h .

Aus dem ersten Wagen, der vorfuhr, stieg ein schon etwas ällicher Herr mit Frau und Töchterlein aus. Er grüßte äußerst höflich nach allen Seiten, umarmte mit vielem Ceremoniell den Neuhoßschen, seinen Schwager, küßte der Hausfrau die Hand und wurde uns vorgestellt als Herr von Weesen von Alt-Wesselshöfen, welches Gut einige Meilen von Neuhoß-Geldern entfernt war.

Seine Frau, eine Schwester des alten Herrn von Geldern, machte auf mich den Eindruck einer würdigen, höchst liebenswürdigen Dame, die trotz ihres matronenhaften Alters in Stimme, Wuchs und Bewegung sich eine gewisse Jugendlichkeit bewahrt hatte. Sie sah jetzt etwas leidend und angegriffen aus — wie ich später erfuhr, in Folge eines Wochenbettes, nach welchem sie sich, besonders da sie das neugeborene Söhnlein hatte hingeben müssen — nicht recht erholen konnte. An ihrer Hand hielt sie ein wunderfam zartes und freundliches Kind, ihr einziges Töchterlein, ein kleines Fräulein von neun bis zehn Jahren, das der Mutter aus den Augen geschnitten zu sein schien. Das

Kind fiel mir sofort durch seine Lebhaftigkeit und die flug drein schauenden blitzenden Augen auf. Wie man mir sagte, war dieses kleine Wesen schon jetzt dem Junker Gotthard, dem Sohn und Erben des Hauses Neuhof-Geldern, als zukünftige Braut bestimmt, nicht sowohl vom Vater, dem alten Herrn von Geldern, als von der fürsorglichen Mutter dieses Hauses. Denn — die Familie Weesen von Alt-Wesselshöfen war reich und wohl angesehen in der ganzen Gegend.

Das war auch der Grund, warum der Junker Gotthard bei unserem Morgengespräch im Garten nicht zugegen war.

Die Mutter hatte ihn dem erwarteten Besuch entgegen geschickt, damit er — als Begleiter zu Pferde — seine ritterlichen „Bräutigamspflichten“ frühzeitig erfüllen lerne.

Außer ihm begleitete jenen Wagen — ebenfalls reitend — mein zukünftiger Herr Schwiegervater, welcher dem Herrn von Weesen besonders gern Aufmerksamkeiten erwies, weil dieser sehr höflich, wie gegen alle Menschen, so auch gegen den „alten Herrn“ war, ihn auch stets „Herr Hermann“ titulierte. So will auch ich von Stund an meinen vielbenannten oder namenlosen Schwiegervater nennen.

Herr von Geldern und seine Gattin hatten kaum diese Gäste begrüßt, als noch eine Ladung kam und dann noch eine und noch eine! Drei Wagen mit nachbarlichen Adligen, die sammt ihren Frauen und — Hunden sich der Neuhof'schen Treppe näherten. Es waren offenbar allesammt große Jagdliebhaber.

Wie werde ich armer Referent und Schreiber bei solcher Menschenfluth durchkommen! Wenn es anginge, wünschte ich Dienstentlassung. Für ein so großes Collegium hat mich die Natur mit zehn Fingern zu wenig ausgerüstet!

Nun — ich werde thun, was ich kann und mich hauptsächlich an die Familie Weesen halten. Da die anderen

kurischen Herren mir nicht einmal genannt wurden, so müssen sie sich's schon gefallen lassen, als die Herren von K. U. Z. in meinem Bericht zu fungiren.

Kaum waren wir in's Zimmer getreten, als Herr von Weesen begann: „Um Verzeihung, Herr Bruder, daß ich dem Herrn Bruder noch einen Gast mitbringe.“ — Dabei stellte er den alten Hermann vor, welcher sich tief verbeugte.

„Bei mir hat gebetener und ungebetener denselben Platz“ — erwiderte Herr von Geldern und reichte dem „Literatus“ einen Finger der Hand; — „ich gratulire zum Hermann! Herr »alter Herr«!“ —

„Ich dank' unterthänigst!“ —

„Wie kommen Sie aber zum Hermann — wie Saul unter die Propheten?“ —

„O nein! — Des Zipperleins wegen.“ —

„Ja! — Das laß' ich gelten!“ —

„Und — der edeln Musica halber.“

„Das läßt sich hören. Sonst war der rechte Nicolaus Hermann, so viel ich weiß, ein frommer stiller Mann; aber der »alte Herr« ist ein geborner Hoffschranze von Kindesbeinen an gewesen! Wenn ich wie mein Schwager Weesen öfters mit Ihnen zusammen wäre, ich würd' Ihnen die Bücklinge abgewöhnen; dann erst würden Sie ein brauchbarer Mann sein! Allein mein Schwager liebt selbst die Höflichkeit — die Schmeichelei — wie soll es heißen?“

„Höflichkeit und Schmeichelei sind zwei sehr unterschiedene Dinge, Herr Bruder!“ — bemerkte der Herr von Weesen.

„Herr Bruder! — da kommen wir in zehn Jahren nicht von einander. Ich weiß, bei dir macht die Seele mit dem Leibe und der Leib mit der Seele Umstände. Du sagst zu dir selbst, wenn du allein im Walde bist und niefest, Gott

helf! und wenn das Echo nachsagt: Gott helf! sprichst du: ich bin ergebenst verbunden; wenn du dich am Baum stößest, hüpfst du dich mit den Worten: ich bitte tausendmal um Vergebung. Das ist einmal deine Weise: Gott helf dir einst mit dem Petrus an der Himmelsthür auseinander! Was darf aber Herr Hermann dir accompagniren und sich wie eine Klinge biegen, die man probirt?“

„Ich bitte unterthänigst um Verzeihung, Herr von Geldern“ — sagte der alte Hermann.

„Ich nicht“ — unterbrach ihn Herr von Weesen — „ich fordere dich auf deine eigene Klinge heraus. Sage selbst: Klingen, die sich biegen, springen die wohl? — Herr Hermann, richten Sie sich nach der Jahreszeit. Beim Herrn von Geldern ist alle Mühe vergebens. — Glaub mir, Herr Bruder, du verfehlt deinen Zweck — du willst ein Deutscher sein, die deutsche Sprache ist dir eine Fundgrube, und du erniedrigst sie. Wo ist eine, in der mehr Samen zur Höflichkeit keimt?“

„Wie so? In meiner deutschen Sprache nicht.“

„So sprichst du die kurländisch-deutsche, das ist eine Sprache, die man so gut wie die eigentlich kurische undentsch nennen könnte.“

„Wenn du, lieber Weesen, behauptest, die deutsche Sprache sei höflich, so behaupt' ich, sie sei grob, wenigstens ist sie beides in gleichem Grade. So lange das verdammte Wort Dero drin ist, hat das Genie einen Todfeind in der Sprache. Entweder Alles Sie oder Alles Du; sonst — daß Euch der Teufel mit Ew. Hochwohlgeboren“ —

„Herr Bruder, das ist noch der einzigste Beweis, daß wir der Deutschen Nachbarn sind; — sonst wären wir Barbaren in diesem verfluchten Du-Lande.“

„Ach was! Wir sollten hier im Norden kurz sein. Die Worte erfrieren einem sonst im Munde.“

„Und ich denk', im Süden hat man nicht Lust, den Mund zu bewegen. Reden ist doch eine Bewegung“ — meinte Herr von Weesen.

„Es kann sein, indessen ist die Bewegung, die Ew Hochwohlgeboren sich dabei machen, höchstens stubenlang — du bleibst immer auf einer Stelle. Man sagt von den Seeleuten, wenn sie gleich Landgüter von vielen Meilen kauften, daß sie nur so weit spazieren gingen, als ihr Schiff lang war. — Du sprichst, wie die Seeleute gehen!“

„Das allgemeine Du in Kurland ist und bleibt mir unerträglich; Alles ist Bruderherz und Du.“

„Das Menschlichste, was ich weiß — lieber Schwager!“ —

„Ich mache mir Bedenken“ — sagte Herr Hermann — „den Hund eines alten Edelmanns zu dutzen.“

„Und der Hund eines alten Edelmanns ist erkenntlich, und dutzt Sie auch nicht. — Herr! um Ihnen ganz deutsch zu sagen, Sie sind“ —

Schade! — Ich hörte das entscheidende Wort des alten Herrn von Geldern nicht mehr. Der junge Herr von Geldern nahm mich unter'm Arm und wir gingen im Garten eine grüne Straße auf und ab, wie ein paar Schiffsleute.

„Jagen Sie?“ — fragte der Junker Gotthard nach einer Pause.

„Nein!“ — lautete meine apodiktische Antwort.

„Was werden Sie denn auf der Universität machen?“ —

„Ich? — Studiren!“

„Ich, jagen und studiren!“ — erwiederte der Junker. — „Man wird doch wohl einen akademischen Jäger, einen Nimrod treffen, der Jagdcollegia liebt. Fechten und Jagen

ist gut; Jagen ist der Mittelpunkt. Ich wünschte, der Vater gäbe mir den Satan mit.“

„Den Satan?“ — fragte ich verwundert.

„Ja! Den großen Jagdhund. Ich hab' ihn so benannt.“ —

„Ich bin kein Jagdfreund; ich werd' es nie sein. Man lernt da auf Unschuld anlegen und zielen und meuchelmorden.“

„Essen Sie denn kein Wild?“

„O ganz gern! — Ich überlass' aber das Jagen, wie das Schlachten und Kochen Andern. — Mein Vater sagt, jede Köchin sei grausam. Jagen und Kochen, denk' ich, sind sehr nahe verwandt.“

„So weich, und haben doch, wie ich höre, in Ihrer Jugend Kriege geführt?“

„Um meinen Arm auszuarbeiten“ — erwiderte ich. —

„Hätt' ich einen göttlichen Beruf gehabt, Soldat zu werden, zum ersten Schläge würd' ich nicht tangen, allein zum zweiten, wie der Donner auf den Blitz, Herr von Geldern. Hätte mein Vaterland den ersten Schlag erhalten, wär' ich verbunden gewesen, es — zu befreien, — Gott weiß es, zu Kopf, zu Händen und zu Füßen hätte der Muth heraus gewollt. — Im gemeinen Leben muß man oft erweichende Mittel brauchen; im Kriege würde man uns darüber als Narren auskrähen, wenn wir die Segel streichen ließen.“

„Ich schieße nichts, was nicht vor den Schuß läuft“ — bemerkte der Jagdliebhaber.

„Das sind vielleicht Jägergrundsätze; ein laufender Feind, denke ich, ist keinen Schuß Pulver werth. Im Kriege muß man schießen, was steht.“

„Das ließe ich brav bleiben!“ — sagte der junge Herr von Geldern — „Ich würde das Spiel erst durchsehen; fänd'

ich es zweifelhaft, was ist natürlicher, als die Karten zusammen zu legen.“ —

„Das hieße ja laufen!“ —

„Mag es doch!“

„Ich möchte kein Menschenjäger heißen, sondern Soldat, Held, wenn Sie wollen, möcht' ich sein. Ich habe in meinen Knabenjahren Krieg gespielt, aber nach dem Leben!“

„Und ich bin wirklich auf der Jagd gewesen, und habe manchen Wildbraten bereitet! — Laßt uns doch Brüderschaft machen!“

„Wir dienen nicht Einer Fahne — unsere Herzen schlagen nicht einerlei Wirbel; indeß auf's näher kennen lernen, Bruder!“ —

„Bruder! — wie heißt du denn?“

„Ich heiße Alexander — du Gotthard? — gieb mir deine Hand.“

„Die Hand! da hast du sie, Alexander! — Mich dünkt, ich werde Soldat, indem ich sie drücke.“

„Ich aber nicht Jäger!“ —

„Ich fühle Herz, Alexander! — O mich sollte wer anheulen!“

„Was heißt das? — Redest du vom Wolf, Bruder?“ —

„Anheulen? — Beleidigen, wollt' ich sagen! Ha! ich wollt' ihn! — Herr Bruder, du wirst mich doch nicht verlassen, wenn's darauf ankommt!“ — Der junge Mann machte dabei die Geberde des Fechtens.

„Ich merk's, Gotthard, noch habe ich dir nicht Muth genug in die Hand geschlagen. Es gehört Muth dazu, dem Rachegezüßte, dem Vorurtheil, der Unsitte, der Leidenschaft zu widerstehen!“ —

„Auf einmal kann das nicht kommen!“

„Das Herz immer auf einmal! — das weiß ich, Bruder! —
— Ich hab' zwar nicht von unten auf gedient; allein ich
hab' mich von unten auf gedacht, und als Alexander oft
gemeine Dienste gethan. Wenn ein feldherr nicht auch Ge-
meiner sein kann, ist er nicht des Ordens werth!“

Es trat eine Stille ein. „Bruder“ Gotthard verstand
offenbar weder meinen, mir schon vom Vater anerzogenen
Widerwillen gegen das Duell, noch meine Schwärmerei für
den feldherrn- und Soldatenstand. Er kam wieder auf sein
Lieblingsthema:

„Hör' mal,“ — sagte er — „Eine Jagd müssen wir
noch zusammen machen, lieber heut' wie morgen. Bei Gott
— es wird dir gefallen.“ —

„Ich zweifle. — Mir gefällt zweierlei: Kühe und Kinder
auf einer Wiese; das ist der edle Friede! Und eine Wiese
voll wiehender Pferde; das ist der edle Krieg!“ —

„Komm' nur einmal mit! Zur Probe, Herr Bruder!“

„Meinetwegen. Aber das „Herr“ laß weg — bei
„Bruder“ schickt es sich nicht. Ich werde dich so nicht
nennen; Bruder ist kein Herr; Herr Bruder ist halb
Bruder. — Pfui! über halb!“ —

Die übrige Gesellschaft hatte sich während dieser Zeit
auch in den Garten versüßt und ging an uns paarweise
vorbei. Herr von Weesen ging mit meinem Vater, der alte
Herr von Geldern mit dem alten Hermann. — Ich kann
also nur wieder erzählen, was ich beigehend vernommen.
Mein Vater pflegte zu sagen: Man hört im Sitzen besser,
man sieht im Stehen schärfer, im Gehen ist Ohr und Auge
nicht zuverlässig. Daher mein lückenhafter Bericht.

Der jüngere Herr von Geldern fuhr fort: „Wann,
Bruder, gehen wir?“ — Er meinte auf die Jagd.

„Wann du willst“ — erwiderte ich — „heute Nachmittag. — Du kommandirst bei der Jagd.“

„Ja! Und du bist Gast!“ —

„Wo ist denn dein Hofmeister, Gotthard?“ —

„Unbeschwert sag' gewesener!“ —

„Nun, Vater bleibt doch Vater!“ —

„Bruder, du würdest doch nicht leiden, daß dein Fibelrektor dich bis an dein Lebensende meistern sollte?“

„Das thut auch kein Vater einem Sohne, der in gewissen Jahren ist.“ — —

Unser Gespräch stockte. Wir waren still den dunkelgrünen Gang hinabgegangen. Ich hörte nebenbei den Herrn von Weesen mit meinem Vater disputiren. Jener hatte offenbar die Höflichkeit so eben gepriesen und sprach die Meinung aus, daß selbst die zarte oder plumpe Art Geschenke zu machen sehr charakteristisch sei für die gesellschaftliche Bildung eines Menschen.

„Das hab' ich nie geleugnet“ — erwiderte mein Vater — „es liegt darin oft der Schlüssel zum geheimsten Herzenskammerlein; der eine drückt das Geschenk in die Hand, der andere legt es unvermerkt auf den Tisch; dieser giebt in Papier gewickelt, der andere in Geld oder Geldes Werth; dieser wird roth, der blaß — der steht freundlich aus, der als ob er im Spiel verloren, der andächtig, als wenn er etwas in den Gotteskasten legt und vom lieben Gott einen Wechselbrief entgegen nimmt oder ihn bezieht; der als wenn er die Musikanten bezahlt und von ihnen erwartet, daß sie ihm den Dank vorgeigen möchten. Jeder Griff bei allen diesen Arten ist aus dem Herzen genommen. Wenn ich einen Menschen habe ein Geschenk geben sehen, so müßt' ich mich sehr irren, wenn ich seinen Charakter nicht auf ein Haar treffen sollte.“ —

„Also die Manier, der Anstand, die höfliche Art macht es!“ — sagte Herr von Weesen mit Würde und fuhr dann nach einer Pause fort: „Mein Schwager, Herr von Geldern, würde das Geschenk an den Kopf werfen.“

„Vielleicht ist das edler, Herr von Weesen, als es mit überdachten Worten geben und den Nehmer noch in mehr Schuldigkeit setzen; — die höfliche Art macht es nicht!“ —

„Ei! ei! Herr Pastor — die Höflichkeit ist zu allen Dingen nütze!“

„Die Gottseligkeit, wollen Ew. Hochwohlgeboren sagen.“ —

Diese beiden Leute schieden sehr höflich auseinander, — und so wie Wasser zu Wasser, so flossen Herr von Weesen und Hermann zusammen. Ich sah, wie Herr von Geldern, der froh war den alten Hermann los geworden zu sein, sich an meinen Vater angeschlossen.

Der jüngere Herr von Geldern, mein neuer Dutzbruder, trat wieder an mich heran und fragte: „Wirfst Du viel Bücher mitnehmen?“ —

„Sehr wenig,“ — antwortete ich; — „ich bin sehr für geliehene Bücher. Hat man selbst das Buch, glaubt man: ein andermal! Man sieht es im Schranke und denkt: wenn ich gelegener Zeit haben werde!“

„Wenn man ein Buch leiht, sagt mein Hofmeister, ist es am sichersten, sich Auszüge zu machen; ich glaub', es hilft dem Gedächtniß.“ —

„Mir scheint, es ist einerlei, ob das Buch oder der Auszug sanft im Schranke ruht. Ich bin für keinen Auszug.“

„Ein Rückhalt, Bruder, ist doch eine gute Sache. Wenn man es vergißt“ —

„So ist das Buch da!“ — unterbrach ich meinen Freund; — „ein Auszug, wenn er ja den Namen verdient, ist eine Brühе.“

Ich bin nicht für Brühen, solange ich gesund bin. Manches Buch soll uns nur die Stirn lichten — von manchem dürfen wir nur die Thaler Alberts d. h. die Hauptsache behalten. Ist es wirklich nöthig, daß ich etwas bis auf Ort und Vierding weiß, so kauf' ich mir das Buch, um mir nachzuhelpen, um einen Stab zu haben, an dem ich gehe."

„Ich denke, Alexander, erst Gewehr, dann Bücher. — Leib und Seel', sagt alle Welt, und nicht Seel' und Leib." —

„Vielleicht beim Edelmann Leib und Seele", — erwiderte ich, — „beim Literatus Seel' und Leib, wenn es gleich wider den Redebrauch ist." — —

Auf diese Bemerkung verstumte wieder mein Genosse. — Ich sah nebenbei meinen Vater mit dem Herrn von Geldern im Streite. Sie waren bei der Lebhaftigkeit ihres Gesprächs stehen geblieben. Mein Vater sprach den Satz aus, daß die wahre Schönheit unter einen wärmeren, sich immer gleichen Himmel gehöre; in kälterer Luft, im rauheren Norden hingegen gedeihe Philosophie und Wissenschaft besser. Unter dem Wechsel von Kälte und Wärme leide sogar das Gesicht, und selbst die Schönheit der Haut sei dort etwas Seltenes. — „Haben Sie in Kurland, Herr von Geldern, auch nur einen Venuszug in den Gesichtern gesehen? Ebenso wenig ist ein Altarstück, ein Mariazug zu haben. — Ich kenn' ein Volk im Süden," — fügte mein Vater mit einem Seufzer hinzu, — „wo ich alle Götter und Göttinnen des Alterthums in Kurzem zu finden wetten will! Mustern Sie hingegen in Kurland gemeiner Leute Köpfe; werden Sie wohl Einen Bauernkopf finden, der in ein historisches Gemälde paßt? Was ich in Kurland von Schönheit bemerkt, schränkt sich auf den Wuchs ein — Schönheiten für Bildhauer, allein für Maler nicht!"

Die beiden Alten bogen um eine Ecke, so daß ich von der Antwort des Herrn von Geldern keine Sylbe haſchen konnte. Bald darauf begegneten wir ihnen wieder und hörten, wie ſie über den Einfluß der Staatsverfaſſung auf die Bildung und Cultur der Bevölkerung ſprachen. Der alte Herr von Geldern als echter Kurländer war für den freien demokratiſchen Staat. Mein Vater ſchwärmte für die Monarchie.

„Ich will nicht vorurtheilen“ — bemerkte der alte Herr von Geldern — „aber daß die Leute im demokratiſchen Staate klüger ſind als im monarchiſchen, Paſtor, das müſſen Sie zugeben.“ —

„Gern!“ — erwiederte mein Vater; — „das kommt vielleicht daher, weil ſie an der Regierung theilnehmen, weil ſie mißſprechen. Aber auch in England giebt es einen ſehr klugen gemeinen Mann, und das machen die Zeitungen. Dieß Staatsmittel kann auch im monarchiſchen Staate probirt werden.“

„Im monarchiſchen Staate giebt's keine Zeitungen“ — meinte Herr von Geldern — „und wenn die Regierung Zeitungen ſchreiben läßt, ſind es eben Seifenblaſen, womit die Kinder in der Sonne ſpielen.“

Die beiden Männer blieben eine Weile auf einer Stelle. Ich konnte nichts weiter hören, weil der junge Herr von Geldern mich wieder in Anſpruch nahm. Da richtete ich an ihn die Frage: „Bibel und Geſangbuch nimmſt du doch mit?“ — Nach einer kurzen Pauſe antwortete er: „Ja, die Bibel hab' ich vom Vater, das Geſangbuch von der gnädigen Mutter.“

„Warum gnädige?“

„Es iſt mir zur andern Natur geworden, ſie ſo zu nennen! Meine Mutter wollte durchaus gnädig heißen.“ —

„Eine gnädige Mutter, — verzeih, Bruder, ist ein Unding! Bei Bibel und Gesangbuch seh' ich deinen Vater! — Bibel und Gesangbuch muß man sich nicht kaufen, sondern von den Eltern haben, und eben so wie du, so auch ich, Bibel vom Vater und Gesangbuch von der Mutter.“ —

„Dein Vater, Alexander, und der meinige“ —

„Sind wie Herz und Seele gegen einander“ — erwiderte ich rasch.

„Ja! Dein Vater Seele, der meinige Herz. Nicht wahr, Alexander?“

„Beide Seel' und Herz, denke ich?“

„Dieser mehr Herz, jener mehr Seele!“ —

„Du weißt, sie waren vieljährige Freunde, Gotthard, sie schieden sich, wie mein Vater sagt, von Tisch und Bett, allein ihre Herzen blieben gebunden.“

„Wir wollen uns nie von Tisch und Bett scheiden, Alexander! Kommen wir einmal zurück von der Universität, wirst du mein Pastor und dann wollen wir leben wie auf der Universität — du studiren, ich jagen!“ —

Nach diesem echt kurischen Ausspruch ward unser Gespräch unterbrochen durch das Herannahen der übrigen Gesellschaft. Alles lagerte sich auf einen Rasen und war so still, daß man sah, was ich oft gesehen. Die Natur behauptet ihre Rechte, sobald wir ruhig sind, sobald wir Zeit haben, sie anzuhören, sobald wir uns auf's Gras, ihren Lehnstuhl, setzen. Alles verstummt und empfindet. Gott, warum fallen wir der Natur so oft unzeitig in's Wort?

Für uns, den jungen Herrn von Geldern und mich, war kein Raum mehr in diesem Naturaudienzzimmer. Junfer Gotthard ging zur „gnädigen Mutter“, ich in einen grünen finstern Seitengang, wo ich Zeuge nachfolgender Unterredung war. Die lebenswürdige Frau von Weesen hatte ihre

Kleine Tochter, welche sie Korchen nannte, an der Hand.
Die Wärterin stand dabei.

„Und das Geld, liebes Kind?“ — fragte die Mutter.

„Verschenkt, liebe Mutter.“

„Wem denn, Korchen?“

„Ach“ — antwortete die Kleine etwas zögernd — „einem
bösen, bösen Jungen!“ —

„Wie, mein Kind? Damit er gut würde?“ —

„Ja, Mutter! damit er gut würde; — er hatte dem
lieben Gott einen Vogel weggestohlen, den bot er mir zum
Kauf an. Der Vogel schrie zum lieben Gott — singen
konnt' er nicht mehr — sehr ängstlich, und der Junge hielt
ihn in der Hand und wollt' ihn nicht gen Himmel schreien
lassen. Der Junge muß sich wohl gefürchtet haben, daß der
liebe Gott schelten würde.“ —

„Und du, Korchen?“ —

„Ich gab dem Jungen das Geld und den Vogel gab ich
dem lieben Gott wieder. Der Junge mag es wohl aus
Noth gethan haben.“

„Das denk' ich auch, liebes Kind.“

Die Kleine sagte darauf zur Begleiterin: „Desto besser,
Kieschen, daß ich dem Jungen Alles gab.“

„Wir sind im Streit, Ew. Gnaden,“ — bemerkte die
Wärterin; — „das Fräulein gab ungezählt; so, denk' ich, giebt
man vielleicht einem armen Bettler, aber keinem Dieb.“ —

„Wer hat nun Recht, Mutter?“ —

„Du nicht völlig, meine liebe Seele! Ei, wenn gleich
wieder so ein böser Junge mit des lieben Gottes Vögelschen
gekommen wäre, und du hättest kein Geld gehabt?“

„Dann wäre ich zu Ihnen gekommen, liebe Mutter.“ —

„Und wenn ich auch kein Geld mehr gehabt hätte?“ —

„Ja“ — sagte Korchen nach einigem Bestinnen — „dann hätte der liebe Gott den Vogel strafen wollen. Setzt man doch auch Menschen in's Gefängniß“ —

„Mit Recht, Kind, aber auch mit Unrecht. Was war's denn für ein Vogel?“

„Ich habe nicht gefragt, Mutter. Ich weiß nur, daß es ein Vogel war. Sie hätten nur sehen sollen: der Vogel konnte vor Freuden nicht recht fliegen! Er war wie betrunken; aber der Junge muß'ts mir versprechen, ihn nicht mehr zu haschen.“

„Nun — du hast gut hausgehalten, liebes Kind. — Hier ist wieder Geld — für ein ander Mal.“ —

Ich konnte und wollte nicht länger verborgen bleiben und legt' es dazu an, daß wir zusammenstiejen. Frau von Weesen, der ich schon früher vorgestellt worden war, redete mich freundlich an.

„Nicht wahr“ — sagte sie mit einem Blick auf die Umgebung — „der Garten ist schön?“

„Gewiß, gnädige Frau! — ich hab' ihn aber nirgend schöner gesehen, als — im ersten Buche Mose.“

„Da haben Sie ihn auch nicht schöner gesehen, sondern gelesen.“

„Ich bitt' um Verzeihung, gnädige Frau: wenn ich die Bibel lese, seh' ich Alles, was ich lese.“ —

„Mich dünkt immer, ich sehe den Herrn vom Hause, wenn ich diesen Garten sehe. Er ist meines Bruders Ebenbild.“ —

„Jeder Garten, gnädige Frau! glaub' ich, ist des Eigenthümers Ebenbild, oder sollt' es sein.“

„Sollte! Allein wer legt seinen Garten nach der Natur der Gegend und des Landes an?“ — meinte Frau von Weesen. — „Ein Garten, der die Ehre gehabt, in's Geschrei

zu kommen, ist meist die Vorschrift zu zehn, zu fünfzig, ja zu hundert. Durch Gärten kann man, denk' ich, noch weit eher als durch Haus und Hof Geschmack zeigen. Umstände sprechen hier mit, und die Mode hat keine so entscheidende Stimme."

"Der beste Garten indessen ist ein Gefängniß, gnädige Frau, wenn — er umzäunt ist. Einst war das Paradies die Welt und die Welt das Paradies." —

"Ach ja" — bemerkte Frau von Weesen und setzte in ernstem Tone hinzu: „Sind wir aber bestanden in der Wahrheit?“

"Die gnädige Frau sagen da einen großen Gedanken! Der Sündenfall brachte den ersten Zaun." —

"Jetzt können wir schwerlich uns ohne Zaun behelfen" — bemerkte Frau von Weesen. — „Er kann sich aber allmählich verlieren; — und wo es nur irgend angeht, schaff' ich die Zäune ab. Hecken sind mir im Grunde noch unaussehlicher.“

„Ein lebendiger Zaun, gnädige Frau?“ —

„Ein schönes Leben, das unter der Scheere des Gärtners steht. Mir kommt jede Hecke wie ein Tanzboden vor; man lehrt die armen Bäume die Beine gerade setzen, in die Quere treten, Brust heraus und andere Poffen mehr; — und wenn man noch dazu Hecken vor seinen Fenstern anlegt, ist's mir völlig unerträglich. Ich habe einen Amtmann, der sich eine Fensterhecke von einem armen Kirschbaum gemacht und ihn an's Spalier geheftet hat. Meine Kleine sagte, der Kirschbaum sei an's Kreuz geschlagen.“

„War er's denn nicht, Mutter?“

„Ja, mein Herz.“

„Und ganz unschuldig!“ — sagte das mitleidige Kind.

„Ganz und gar, mein Kind.“

Die gnädige Frau ward abgerufen, und ich sah mich mit dem Kleinen Fräulein an, ohne daß wir beide viel mehr thaten als lächeln. Mir schien es so sonderbar, daß diese zarte Knösplein schon jetzt für den Junker Gotthard sollte bestimmt sein. Es schien mir zu zart für ihn! Ich weiß nicht, wie es kommt, daß junge Mannspersonen gegen Kinder so blöde sind! Ich vermochte kaum mit der Kleinen zu sprechen. Frauzimmer sind in diesem Stücke dreister. Daß ich gegen eine große Dame nicht blöde gewesen, beweist meine Unterhaltung mit Frau von Weesen.

Die Mutter war unterdessen wiedergekommen und faßte die Kleine an der Hand. Wir gingen ohne zu reden eine lange Weile und kamen an einem Erbsenbeet vorbei.

„Das werden späte Erbsen werden“ — bemerkte Frau von Weesen, um etwas zu sagen.

„Ach Mutter! die da ging eben auf, wie ich hinsah.“ — Lorch sprang zum Beet und beugte sich über die aufkeimenden Erbsen.

„Das nicht, mein Kind! man sieht nichts aufgehen. Man sagt wohl, Gras wachsen hören; zum Sehen hat's noch Niemand gebracht.“

„Die beiden Erbslein dort sind so wie mein Bruder und ich, nach der Größe.“ — Lorch bückte sich zur Erde und die Mutter sagte: „Sieh nur her, wie behutsam diese aufgehende Erbse die Erde auf ihrem Rücken trägt. Sie hebt sie, sie ehrt ihre Mutter.“

„Das ist doch ihre Schuldigkeit — Mutter!“

Frau von Weesen küßte ihre Tochter herzlich.

„Ach — sehen Sie doch, Mutter, wie hoch der Baum ist! — Der babylonische Thurm, von dem Sie mir erzählt haben, war wohl noch weit, weit höher?“ —

„Gewiß, mein Kind.“

„O Mutter, den hätte ich sehen mögen!“

„Ich auch!“ sagte die Mutter indem wir weiter gingen. Fragend wandte sie sich sodann an mich: „Wie erklären Sie sich diesen Thurbau und das göttliche Strafgericht bei demselben?“ Ich gerieth über diese Frage in einige Verlegenheit, besann mich aber und sagte:

„Mein Vater erklärt ihn so: Gott wollte, die Leute sollten nicht in die Höhe bauen, sondern in die Länge und die Erde benutzen, die Gott ihnen angewiesen hatte.“

„Ich hab' oft gedacht: dadurch, daß sich die Menschen vertheilten, entstand erst die Verschiedenheit der Sprachen.“

„Gewiß!“ — erwiederte ich — „wollte Gott, wir sprächen alle Eine!“ —

„Dann würden wir kaum in den Himmel wollen, so schön würd' es in der Welt sein.“

„Des Thurmes wegen, Mutter, muß ich wohl auch französisch lernen!“

„Hast du Ursach', dich zu beklagen, Lorchend?“ —

„Nun — ich — ich könnt' doch öfter herumlaufen, wäre der babylonische Thurm und das französische nicht!“ —

Viertes Kapitel.

Tischreden.

Es war Mittag geworden und Alles fand sich wie von selbst zusammen. Frau von Geldern hielt trotz allem Hochdünkel sich nicht zu vornehm, bei der Anordnung der Tafel selbst thätig zu sein. Der Küche blieb sie freilich fern; — es scheint keiner kurischen Dame von Adel anzustehen, die Küche bereiten zu helfen! Höchstens ein Ueberblick — das genügt.

Mit einem sehr freundlichen „darf ich bitten!“ — trat die Wirthin des Hauses an die Gesellschaft heran.

„Was meinen Sie, Pastor?“ — wandte sich Herr von Geldern zu meinem Vater — „das sagt meine Frau allerliebste! — Ich habe sie bloß dieses „darf ich bitten!“ wegen geheirathet. Ich halt's ihr bloß nach: darf — ich — bitten, — Herr Bruder, Herr Pastor — wie Ihr alle steht!“ —

Man ging Hand in Hand — ich mit dem kleinen Lorchen, da der „Bräutigam“ Junfer Gotthard, wie es schien, absichtlich im Hintergrunde blieb. Herr von Weesen

hatte sich selbst heruntergenöthigt; wohlbedächtig ihm grade gegenüber saß Herr Hermann. Dazwischen die jagdliebenden Herrn von K. U. Z. gemischt mit ihren Frauen und dann noch allerlei vom Unterhause und ich.

Herr von Weesen eröffnete das Tischgespräch mit dem Grundgedanken seiner Seele und sagte: „Alle feierlichkeiten, Herr Bruder, gehen doch zuletzt auf Schmausereien hinaus.“

„Ja, ja!“ — bemerkte Herr von Geldern, der Alte — „beim Tisch macht Alles Friede; da vergißt man das Uebel, und das Gute empfindet man lebhafter.“

„Ich glaube, daß man nach Beschaffenheit des Gemüths auch den Tisch einrichten müßte.“ —

„Und ihn mit Cypressen oder Myrthen bestreuen“ — fügte der alte Hermann kopfnickend hinzu.

„Dafür bin ich nicht!“ — erwiderte unser Wirth — „jeder Tisch muß fröhlich sein, wir müssen mit Dankagung empfangen und zu uns nehmen!“

„Man kann sogar vielfach die Beobachtung machen“ — sagte mein Vater — „daß Alles, was groß ist, bei Tische geschieht: selbst das Paradies ging bei Tische verloren; und wieviel Monarchien und Regenten entstanden und gingen unter bei Tafel! Alle Ehen werden im Himmel und — bei Tische geschlossen. Jemanden zu Tische bitten, ist die feinste Art zu bestechen; hat man den Revisionscommissarien nur einmal zu essen gegeben, ist das Spiel gewonnen. Bei Tische kommt der Mensch seinem natürlichen Zustande näher. Der Vornehme sieht, daß er mit dem Geringern gleichen Appetit hat; da er mit ihm aus Einer Schüssel isst, aus Einer Flasche trinkt, fängt er an, ihn für seines Gleichen zu halten. Alle Herzenssachen, wozu ich den größten Theil der Religion zähle, gehören vor einen weißbedeckten und

mit Essen und Trinken besetzten Tisch. Die christliche Religion giebt uns hiezu viele Gelegenheit!“

„Recht, lieber Pastor!“ — sagte Herr von Geldern. — „Sie meinen: Magen und Herz sind Nachbarskinder, sowie sich die Drüsen im Munde und im Magen verwandt sind. Was jene reizt, bringt diese in Bewegung. Bei Tische lernt man thun, wirken; in den Schulen lernt man denken, reden; — mit meinem Freunde muß ich genießen.“

„Bitte um Vergebung, Herr von Geldern“ — erwiderte mein Vater — „die herzliche Beredsamkeit, wo eine Sylbe oft mehr gilt als ein prahlendes: „„Allerseits nach Stand und Würden,““ — ist auch bei Tisch zu Hause. Bei Tisch wird man nicht alt, sagt ein Sprichwort. Sehr richtig! Was uns hiedurch an Zeit abgeht, ersetzen Stärke, Gesundheit und eine lachende, Alles leicht findende Stirn. Hiedurch richten wir in Einer Stunde mehr aus, als ein Kurzeßer in einem halben Tage.“

„Ja, ja — lieber Pastor: es lebe Luther und seine Tischreden! — Ein schönes Stück von ihm, eine Ehrensäule für die Menschheit! — Hätt' er die nicht nachgelassen, so würd' ich ihn lange nicht für das halten, was er war. Die Fröhlichkeit, die Freundschaft an einem wohlbesetzten Tisch; die Gerechtigkeit, lieber Pastor, und ihre Ausübung an einem rothbehangenen unbesetzten Tisch — höchstens mit einem Gerichtsspiegel!“

„Die Gerechtigkeit, Herr von Geldern, muß nüchtern verwaltet werden. Wer am besetzten Tische Recht spricht, der beugt das Recht. Ein Richter muß keinen Wein trinken, wenn er Recht spricht. Er sieht gleich Alles anders an. Mit der Gerechtigkeit ist es eine besondere Sache; ein einzig Gläschen macht oft einen andern Menschen; wer mittheidig ist, weicht vom Wege ab und“ —

„Mit Ihrer gütigen Erlaubniß, Herr Pastor“ — bemerkte Herr von Weesen — „ich glaube, daß es zu manchen Begebenheiten auch besondere Gerichte gäbe. Unsere lieben Alten sind uns darin rühmlichst vorgegangen. Ich habe noch Niemand frische Milch mit saurem Gesicht essen sehen.“

„Die Natur“ — sagte mein Vater — „hat zwar jedem Essen seine Jahreszeit angewiesen, alle aber kommen am Ende darin überein, daß wir dabei fröhlich und guter Dinge sein sollen. Nennen Sie mir eine Schüssel, die Thränen anspreßt?“

„Wenn Sie mir gleich, lieber Herr Pastor“ — erlaubte sich Herr von Weesen unmaßgeblich einzuwenden — „nicht besondere festtagsgerichte gestatten, Nationalspeisen werden Sie mir wenigstens zugeben?“ —

„Gern! Und da ist beim Engländer Braten, bei dem Deutschen Mehlspeise, beim Franzosen — Kraut auf dem Felde. — Die Deutschen sind Männer des Tisches. Sie sitzen lange dabei; ihr Tisch ist der gemüthlichste. Kein Wunder, daß sie am längsten dabei weilen. Sie sind die gastfreiesten, die menschlichsten Esser und Trinker.“

„Und die Katholiken — die kochen vortrefflich Fische“ — bemerkte der alte Geldern.

„Ja! Noth lehrt beten“ — bemerkte mein Vater. — „Wenn ich zu reformiren hätte, müßte das schöne Geschlecht, wenn es ja kochen soll, mit strenger Ausschließung alles dessen, was Odem gehabt, sich auf Milchspeisen und Gemüse einschränken. Fleisch und Fische müßten sie nie kochen, sondern bloß natürliche Gerichte würden zu ihrem Departement gehören. Obst aus Frauenzimmerhänden ist beinahe wie vom Baum.“ — —

Es trat eine Pause in der Unterhaltung ein. Der junge Herr von Geldern fing an, mir etwas leise zu sagen. Sein Vater verlangte, daß er's laut sagen sollte, und der Junker Gotthard verstummte. Darauf erfolgte eine Weisung von seinem Vater, bei Tische nicht leise zu reden. — „Es sieht“ — sagte er — „nach Verräthern aus.“

Herr von Weesen setzte salbungsvoll hinzu: „und ist ein Verstoß gegen die Höflichkeit“ — obgleich eben diese ungebetene Anmerkung ein solcher Verstoß war.

Wir waren grade bei Fischen. Herr von Geldern behauptete, es gebe Gerichte, bei denen man nicht sprechen müßte. „Sie leiden es nicht“ — sagte er — „und wollen durchaus, daß man sich mit ihnen allein beschäftigt. Sie sollen auch besser schmecken, wenn sie still gegessen werden. — Fische“ — fuhr er fort — „sind von der Art — und Krebsse.“ —

„Es giebt Augenblicke“ — sagte mein Vater — „wo man auch beim Fleisch und beim Brote nicht sprechen kann. Anakreon starb bekanntlich, weil ihm eine Traube in die unrechte Kehle kam.“

„Na! Lassen Sie uns 'mal Probe essen, Pastor!“ — Alles ward still und das Fischgericht mußte herhalten.

„Du bist stumm wie ein Fisch, sagt man!“ — murmelte plötzlich halblaut der alte Hermann.

„Dumm wie ein Stockfisch, sagt man auch;“ — warf ihm Herr von Geldern an den Kopf und Alles lachte. Man machte eine Pause in der Unterhaltung; allein die Streitfrage blieb nach einem langen Stillschweigen unausgemacht, weil ein verabredetes Stillschweigen keine „Probe“ sein konnte. Herr von Geldern war wenigstens dieser Meinung. „Was meinen Sie, Pastor!“ — unterbrach er endlich das Still-

schweigen: „wie man spricht so ist man, wie man ist, so kleidet man sich?“

„Nicht immer, Herr von Geldern! Ein Stolzer kleidet sich prächtig, ist schlecht, und spricht schwülstig.“ —

„Wird zugegeben; ich mein' es aber anders.“

„Sie meinen, Herr von Geldern, alle drei: Sprechen, Essen, Sichkleiden — sind bedeutsam für den Geschmack?“ —

„Gewiß — das meint' ich. — Was gebilligt wird ist gut, was vergnügt ist angenehm, was gefällt ist schön. Ich glaube, wir thun meinem Schwager einen Gefallen, wenn wir von Kleidern sprechen. Er wechselt drei- bis viermal an manchem Tage.“

„Niemals ohne Ursache, Herr Bruder. Ich geb' jedem Tag, jeder Stunde, was recht ist. Ich schicke mich in die Zeit und bin ein festlicher Mann, das ist: die vergnügten und die traurigen Vorfälle meines Lebens sind mir beständig in frischem Udenken. Alles dieses drück' ich durch Kleider aus. Man hat Trauer-, warum denn nicht Freudenkleider?“ —

„Da hat der Herr Bruder einen guten Gedanken; an Freudenkleider denkt niemand, und doch sollte man Freudenfarben und Freudenkleider erfinden und sie dazu privilegiren. So was hat Einfluß auf uns. Wenn ich Pleureusen, Trauerfäume“ —

„Pharisäerfäume!“ — bemerkte mein Vater.

„Wenn ich diese sehe“ — fuhr Herr von Geldern fort — „bin ich betrübt. — Es erinnert mich an alles Trübe des Lebens — ich fühle beinahe die Krankheit von weitem, an der ich sterben werde. — Das, glaub' ich, fühlt ein Jeder, wenn er tief betrübt ist.“

„Man theilt die Trauer gewöhnlich in halbe und ganze ein“ — bemerkte Herr von Weesen und fügte mit Nachdruck hinzu: „ich theile sie in Vierteltheile.“ —

„Wahrscheinlich nach dem Monde“ — sagte unser Wirth lachend; — „ich bin nach der Sonne: immer ganz, Herr Bruder!“

„Nur nicht immer Mittagssonne oder Mitternacht!“ — wandte mein Vater ein. — „Sind Morgen- und Abendröthen nicht die schönsten Stücke am Tage? Giebt's nicht eine gewisse Ruhe, die besser ist als Tanz und Jubel? Warum immer Adagio oder Allegro? — Das männliche Alter ist die Mittagssonne. Die Jugend aber hat ihren Reiz, und das Alter hat auch sein bescheidenes Theil. Das Alter genießt, es verweilt, wenn die Jugend herumwanzt und vom Hoffnungswinde hin und her getrieben wird.“

„Ew. Wohllehrwürden bin ich ergebenst für diese Hilfsvölker verbunden“ — sagte Herr von Weesen mit seinem freundlichsten Kopfnicken.

„Ach was!“ — meinte Herr von Geldern und fragte den Schwager: „Wie sagst du denn? Ein Viertel oder halb ergebenst? — ganz ergebenst sagst du wohl nur zum Probste, Herr Bruder!“ —

„Getroffen! Alles muß sein Gewicht und seine Wage haben!“

„Daß Gott erbarm'! So ein Kurländer! Solang das Land steht, hat es solch' höfliche Männer nicht gehabt als dich und deinen Waffenträger, den Hermann. Wir gehen in Stiefeln und du, Herr Bruder, wie ein Papst, in Pantoffeln. Schuhe sind dir schon zu schwer!“ —

„Die Frage ist, wie's sich leichter geht? — Wir haben darüber schon so oft und viel gesprochen — ich behalte meine

Weise und laß Jedem die werthe seinige. — Kleider sind das, was Ceremonien in der Kirche sind."

"O du hochzuverehrender Herr Bruder, du! du bist doch der größte Lebensbetrüger, den ich kenne, du lebst in deinen Moden die vorige Zeit so vielmals durch" —

"Ich mische nur Wasser und Wein, Herr Bruder, das Vergangene und das Gegenwärtige." —

"Und wer wollte es läugnen" — fügte der alte Herrmann hinzu — "Wasser macht weise und fröhlich der Wein!" —

"Dummes Zeug! Weg mit diesen Zusammenfügungen, die die Natur nicht selbst veranstaltet, mit diesen elenden Kupplereien. Wasser allein und — Wein allein!"

Nach diesem weinreichen Ausdruck des Herrn von Geldern kam man auf Gesundheit zu sprechen. Herr von Weesen betonte die Nothwendigkeit, Gedenktage festlich zu begehen. Die Ziffern der Erinnerungsdaten solcher Tage pflegte derselbe mit großer Feierlichkeit vorzutragen, so daß Herr von Geldern meinte, man höre es seinem lieben Schwager an, daß er nicht gewöhnliche arabische, sondern römische Zahlen ausspreche! Namentlich schienen dem Herrn von Weesen nicht nur die Geburts-, sondern vor Allem die Todestage in dieser Hinsicht bedeutsam. So wies er auf den achtzehnten April, welcher Tag zugleich der Todestag Alexander des Großen und der Geburtstag seiner "Kleinen" sei.

Herr von Geldern ergriff sein Glas und brachte mit einem pathetischen Tonfall, der ihm sonst nicht eigen war, die Gesundheit des kleinen Lorchen aus! „Auf daß sie einst einen rechten Alexander heirathe!" — Es erfolgte ein allgemeiner Gläseranstoß. Die Kleine wurde roth; und der Vater, Herr von Weesen, sowie die Frau von Geldern

raunten unserm Wirth zu: „Du weißt doch, für wen wir sie bestimmt haben!“ Junker Gotthard machte, als höre er von dem Allen nichts.

Mein Vater, um in der allgemeinen Verlegenheit das Gespräch auf etwas Anderes zu lenken, knüpfte an den schönen Rheinwein, den wir tranken, an und sagte etwas zum Lobe Deutschlands, seines Vaterlandes.

„Ja!“ — meinte Herr von Geldern — „der Himmel wende nur jegliche Sklaverei von Deutschland und seinen Grenzen ab!“ — Er dachte an den gewaltigen Monarchen, an Friedrich den Großen, welcher damals den Norden Deutschlands beherrschte. Persönlich verehrte er ihn, aber als eifriger Republikaner fürchtete er ihn zugleich. Daher fügte er hinzu: „Wenn Deutschland ja, wie in jenem ägyptischen Diensthause die Kinder Israel, Ziegel streichen muß und seine Knaben in der Geburt erstickt werden, so schenke Gott ihnen einen Moses und führe sie zurück nach Kanaan, in's gelobte Land der Freiheit!“ —

„Noch ist Deutschland im Werden“ — erklärte mein Vater, dessen Begeisterung für Friedrich II. keine Grenzen kannte. Dann fügte er hinzu: „Noch ist unser theures Vaterland weit entfernt von jenem verderblichen Lusus, der, wie das eigene Fleisch und Blut, der ärgste Feind ist, ein innerlicher Fresser, ein wahrer Bürgerkrieger. So lange Deutschland einfältig ist und schlecht und recht wie die Natur — wer kann es verwüsten?“ —

„Wissen Sie, Pastor“ — erwiderte Herr von Geldern — „Deutschland wird gegenwärtig von Blitz, Donner und Hagel heimgesucht; das war immerhin ein deutscher Anfang; das reinigt die Luft und dann — gedeiht Alles wohl! Ich weide mich an der Vorstellung, daß Deutschland, das so vor-

trefflich zu blühen anfängt, auch Früchte ansetzen werde zum ewigen Leben.“

Wie ein Feuerwerk zündete dieser Gedanke. „Deutschland — Deutschland soll leben!“ — „In deutschem Wein!“ — setzte mein Vater hinzu und erhob innerlichst bewegt sein Glas. Er dachte an seine heimatlichen Stätten, wo man den „Wein bei der Quelle“ trinkt. Wer französischen Wein hatte, ließ sich zu Deutschlands Ehren deutschen geben.

„Nun, Ihr Jungens!“ — wandte sich Herr von Geldern zu mir und seinem Sohne — „wird euch auch so deutsch um's Herz als mir?“ —

Wir tranken noch einmal: Deutschland! und zum dritten Male: Deutschland!

„Unsere deutschen Vorfahren“ — fuhr Herr von Geldern, indem er sich an meinen Vater wandte, fort — „unsere deutschen Vorfahren, — ha! — das waren Kerls! — Sie gaben Gotte was Gottes, dem Kaiser was des Kaisers, dem Freunde was des Freundes und — ihren Weibern was der Weiber war.“

„Allerdings!“ — bestätigte mein Vater — „sie waren tapfer ohne durch ein Anshängeschild ihren Muth zu verkündigen. Frisches, unvergiftetes Blut röthete ihre Wangen. Sie waren beglaubt ohne Schwur. — Wollte Gott, daß ihre Kinder eine solche Denkmalsart nie unter das alte Eisen legen möchten!“ —

„Ein gutes Wort zu rechter Zeit, lieber Pastor“ — sagte Herr von Geldern. — „Lassen Sie uns aber auch feiern die selige Zukunft, da sich die Wissenschaften zu jenen deutschen Eigenschaften gesellen wie das Weib zum Manne; und nichts soll dieses Paar scheiden! — Jeder, der in Kurland oder Livland deutsch spricht, empfinde, daß er ein deutscher Nachbar, ein Mitdeutscher sei! Und dieser Ge-

danke sei der verborgene Hebel, der uns in Bewegung setze, deutsch zu sein!“ —

Hier schien mein Vater etwas einwenden zu wollen, allein es blieb beim Schein. Herr von Weesen knüpfte an die Erwähnung der deutschen Weiber an und meinte, man sollte doch „die Gesundheit unserer lieben Frauen“ —

„Auf das Wohl aller ehrlichen Weiber!“ — unterbrach ihn sein Schwager. Herr von Weesen hätte das „Weiber“ gern zierlicher gegeben und es in „Damen“ verwandelt. Auch das Beiwort „ehrllich“ schien ihm anstößig. Indessen rügte er diesen Verstoß nicht; — das „fest der Deutschen“, welches also in deutschem Weine gefeiert wurde, rührte ihn doch zu sehr und er ließ eine Thräne in sein Weinglas hineintropfen, das er auf die Gesundheit der „Damen“ leerte. Herr von Geldern leerte noch einen Pokal von Rheinwein auf die Gesundheit seiner Schwester, der Frau von Weesen, die er so innig verehrte; und ich bückte mich tief, als ob ich daran Theil nähme. Ich empfand eine unbegrenzte Ehrfurcht gegen diese grundgütige Frau.

Es trat, wie gewöhnlich nach so gehobener Stimmung, eine etwas verlegene Stille ein. Und als die Wirthin — wir waren eben beim Braten — den Salat selbst herzurichten beginnen wollte, sagte Frau von Weesen: „Wollen Sie nicht meiner Kleinen erlauben, den Salat anzurichten?“ — „Wenn ich meine — Schwiegertochter nicht dadurch bemühe“ — erwiderte Frau von Geldern. Lorchen war aufgesprungen und schritt ohne Umstände zu Werke.

„Es ist merkwürdig“ — sagte die Mutter, ohne daß die Kleine, welche unten am Tisch mit ihrer Arbeit beschäftigt war, etwas davon hörte — „Lorchen hat das strengste Augenmaß und Händegewicht, — auch für Öl, Essig und

Salz! Jeder Blick, jeder Griff trifft. Sie mißt kein Band und schneidet Alles ohne Elle."

Herr von Geldern, der diese Bemerkung hörte, sagte: „Wir wollen 'mal, um sie auf die Probe zu stellen, alle Augen auf sie richten; ich wette, sie ärgert sich und giebt zu viel Essig.“

Das Fräulein von Weesen lächelte aber nur bei diesem Examen, ohne aus der Fassung zu kommen. Der Salat erhielt allgemeinen Beifall. Bei dieser Gelegenheit votirten wir ab, daß alle Speisen und Getränke, die öffentlich abgebraut und angerichtet würden, durch Frauenzimmerhände gehen müßten. „Es ist“ — sagte Herr von Weesen — „feierlicher!“ — „Ach was! Es schmeckt besser!“ erwiederte Herr von Geldern. Das kleine Fräulein, nachdem sie ihre Salatpflicht mit dem Salze vollendet, bat von ihrer Mutter Erlaubniß, frische Luft zu schöpfen. Diese ihre Bitte that sie sehr berecht mit dem rechten Auge. Sie erhielt, was sie wollte. Ich drang mich auf, sie zu ihrer Aufseherin zu begleiten. Junker Gotthard würde mir diese Ehre der Begleitung gern ganz abgetreten haben, wenn seine „gnädige Mutter“ ihn nicht zu seiner Bräutigamspflicht aufgefordert hätte. Die Kleine ging, wie aus einer belagerten Stadt. Wir geleiteten sie, ohne daß wir eine Silbe sprachen, und kehrten sofort zurück.

Die Herren von X. N. S., welche außer von kurischen Staatsangelegenheiten von nichts mehr als höchstens von Hunden und Pfeifenköpfen zu sprechen wußten, hatten während dieser Mittagstafel sehr viel Langeweile gehabt. Um sie zu entschädigen, fing Herr von Geldern an bei der gepreßten Luft, welche diese Leute umzingelt hatte, ein „Kappfenster“ zu öffnen, d. h. er begann von Hunden zu sprechen.

„Es ist wohl kein Land in Europa“ — bemerkte er — „wo die Hunde so viel geachtet werden, als in Kurland und Semgallen.“

Die drei Herren fielen mit Hundeshunger dieser Unterredung zu. Die Transplantation dieses Gespräches war, wie manche Curen in der Heilkunst, magnetisch, magisch! — Ich müßt' indessen eine Unwahrheit begehen, wenn ich behaupten wollte, daß ich bei dem nun beginnenden Jagd- und Waldgeschrei der Hochwohlgebornen Jäger v. K., v. N., v. Z. Alles in Dach und Fach hätte bringen und mir hinter das Ohr schreiben können. Ihr Gespräch war nicht sowohl eine Klapper-, als vielmehr eine Geschreijagd. Einer schoß dem andern das Wort von dem Munde. — Mein Vater pflegte zu sagen: „Ein gewisser Stand in Kurland sei am Pflöpfenzieher, ein gewisser anderer am meerschaumenen Pfeifenkopf zu erkennen.“ Ich würde, wär' ich so ein Antagonist wider Kurland wie er gewesen, die Hunde nicht übergangen haben. Die Herren von K. N. Z., die den Hunden nach Landesmanier gleich nach dem Literatenstande den Rang anwiesen, behaupteten in corpore, daß der Hund wegen seiner Treue ein weltberühmtes Thier sei: „Was ist treuer als ein Kettenhund!“ schrie Einer von ihnen.

„Eine Treue an der Kette ist doppelt verdächtig“ — meinte Herr von Geldern.

„Und, was ist fleißiger, als ein Spürhund, behender als ein Windhund?“ — fuhr sein Gegner fort, ohne auf seine Einwendung zu achten. Der jüngere Herr von Geldern, mein Reisegefährte, war von diesem Gespräch so begeistert, daß er kaum sitzen bleiben konnte. Er schlug an seine Brust und betheuerte, daß der Hund das edelste Wesen sei. Herr von Geldern der ältere war selbst ein großer Freund, nur kein Sklave von der Jagd. Die Herren von K. N. Z.

waren mit den erschrienen Trophäen befriedigt, ihre gnädigen Frauen aber hatten noch eine Frage: „Was ist schmeichelhafter als ein Schooß, ein Zimmerhündchen?“

Frau von Weesen meinte freilich: „Wer wird sich schmeicheln lassen? Wer sich verwöhnen? — Wer wird überhaupt Thiere in seine Gesellschaft bitten — solange er noch Menschen zu Freunden haben kann? Warum soll ich nicht lieber des Hirts Liese, die doch Gottes und mein Bild an sich trägt, erziehen, als den Fripon?“

Sie sagte dieses nicht im Lehrton, wie ich's herschreibe, sondern allerliebste! — Sie trieb auch zur Freude ihres Bruders die gnädigen Damen K. N. Z. in die Enge.

Das Wort der Frau von Weesen brachte meinen Vater geraden Weges auf die „Seelen“ der Thiere; ja, er wagte es in seiner Art hinzuweisen auf das Schicksal der „Thiere in der andern Welt“. Die Frau von Weesen fand nichts dabei einzuwenden, die andern Damen aber, so sehr sie auch ihre „Jolichens“ liebten, desto mehr. Sie lebten sogar mit der Idee in Todfeindschaft, daß sie dort mit Kammerzofen in Einem Paar gehen und in Gemeinschaft der Güter leben sollten, und dachten in ihrem Innersten: Stände müßten auch in jener Welt seiy. — Jetzt, da sie die Pforten der andern Welt selbst den Thieren geöffnet sahen, die ungefähr das dort vorstellen sollten „was hier der gemeine Mann“ — waren sie über diese himmlische Toleranz so bitterböse, daß sie die andere Welt für ein Einsengericht verkauft hätten.

Um die Unterredung nicht mit so peinlichen Gedanken abzuschließen, ergriff Herr von Weesen das Glas und sagte, indem er es hoch erhob: „daß es uns wohlgehe auf unsere alten Tage!“ —

Herr von Geldern stieß mit ihm an und wollte zum Schluß noch besonders des „seligen Dr. Luther's Gesundheit“ in Rheinwein trinken. Aber die Wirthin hatte sich erhoben und Alles war schon auf den Beinen.

Ein Bedienter war eingetreten und hatte dem Herrn von Geldern einen „alten Mann“ gemeldet, der den Herrn dringend zu sprechen wünsche. Herr von Geldern ging sofort in das Vorzimmer. Ich befand mich im daran stoßenden Kaminzimmer und hörte ihn durch die offene Thür zu dem Bedienten sagen: „Warum läßt du einen so guten Alten nicht geradezu herein?“ —

„Gnädiger Herr“ — griff der gute Alte ein, den ich mit gebeugter Haltung dastehen sah, indem er sich vor Leibeschwäche auf einen Tisch stützte: — „ich — wollte — es nicht, gnädiger Herr!“ Herr von Geldern fragte, nachdem der Diener sich entfernt hatte: „Warum denn nicht?“ —

„Ich schäm' mich es zu sagen, da ich Sie sehe“ — erwiederte der Alte mit zitternder, gebrochener Stimme: „Es ging mir, wie dem ungerechten Haushalter — ich schämte mich zu betteln.“

„Alterchen!“ — sagte Herr von Geldern, indem er ganz nahe an ihn herantrat — „wäret Ihr mein leiblicher Vater, ich würd' mich Eurer nicht schämen. Dieß habt Ihr aber freilich nicht wissen können. Ich habe gute Freunde bei mir; seid so gut, einer davon zu sein.“

„Nein, Herr, wenn sie auch alle wären wie Sie, ich — ich habe nicht Zeit.“

„Was habt Ihr denn zu thun, Alter?“ —

„Was Wichtiges, Herr — zu sterben! — ich will es Ihnen wohl Alles sagen, wenn wir allein sind“ — (ich hielt im Nebenzimmer den Odem zurück) — „ich habe nur höchstens acht Tage zu leben.“

„Wie wißt Ihr das?“

„Das weiß ich so — ich kann es selbst nicht sagen — weil ich es weiß, weil ich es fühle, weil es gewiß ist — und nun: meine Tochter und ihr Mann haben mich zwei Jahr ernährt.“

„Da haben sie ihre Pflicht gethan, Alter!“

„Ich hatte mir“ — fuhr er nach einer Pause, wo er schwer Athem holte, fort — „ich hatte mir so viel Geld gesammelt, um Niemand im Alter beschwerlich zu fallen. Wie ging's? Ich ließ dieß Geld einem Cavalier; der aß und trank und war guter Dinge, bis er — nichts wiedergeben konnte. — Verzeihen Sie, gnädiger Herr! Sie sind ein Cavalier, allein — Gott weiß es — ich sage die Wahrheit.“ —

„Und ich höre sie so gern, beträf' es mich selbst, als Ihr sie nur sagen könnt“ — erwiderte Herr von Geldern.

„Klüger wär's gewesen, wenn ich mich zu Tode gearbeitet hätte. — Da fiel ich einmal blaß und bleich hin; und das hielt ich für Gottes Wink, in dieser Welt zu schließen. Gnädiger Herr, ich habe nicht die Arbeit gescheut; wie ich jung war, curirt' ich mich mit Arbeit, ich habe nie andere Medicin gebraucht. Aber — was einen in der Jugend stärkt, schwächt im Alter, — ich konnte nicht, Herr; ich hatte schon ein halb Jahr bloß gebetet und gesungen, da — ging mein Geld verloren; ich versuchte meinen Arm, ich fing an zu wollen, ich wollt' im ganzen Ernst; allein ich konnt' nicht, ich konnt' nicht — verzeihen Sie diese Thränen. Ich habe keine betrübtere Stunde, als eben diese Probestunde gehabt, wo ich so schlecht bestand.“

„Da geht Ihr wohl zu Euren Kindern?“ — fragte theilnehmend der Gutsherr.

„Ja, Herr, und sie kamen mir entgegen. Ich habe nur eine Tochter, ich fand aber an ihrem Mann einen Sohn. Was sie hatten, hatt' auch ich. Sie pflegten mich, obgleich ich ihnen keinen Dreier nachlassen konnte. Gott labe sie dafür an seinem himmlischen Freitisch auch aus Gnad' und Barmherzigkeit, wie sie's hier an mir gethan.“

„Und jetzt, Alter, sind sie gegen Euch kälter?“

„Nein, Herr, das nicht! aber sie sind arm geworden. Das Gewitter schlug ihr Häuschen zu Grunde. Sie hatten etwas zu meinem Begräbniß abgelegt — ich bin so ein alter Geck auf ein ehrliches Begräbniß; und diesen Sterbepfennig, Herr, haben sie angegriffen; — dar um geh' ich betteln. Wenn ich sterbe, sollen sie die unvermuthete Freude haben, mein Begräbniß bestellt zu finden. Die guten Kinder hatten geborgt, Herr, um mir nach meinem Tode zu Gefallen zu leben, das weiß ich; allein das wollt' ich nicht. So bin ich, Herr, ein alter Mann, allein ein junger Bettler!“

„Wo wohnt Ihr denn?“

„Herr, Verzeihung! das sag' ich nicht, meiner und meiner armen Lieben wegen!“ —

„Verzeihung, Alter, daß ich es gefragt habe; Gott züchtige mich, wenn ich Euch beim nach Hause gehen nachsehe.“

„Das ist brav, gnädiger Herr! In acht Tagen sehen Sie gen Himmel, dann — Gott sei gedankt — dann ist meine Wohnung nicht mehr geheim.“

„Aber wo glauben Euch jetzt die Eurigen?“

„Ich sagt' ihnen — beim Weggehen — ich hätt' ein Gelübde auf mir und müßte nach Gottes Welt sehen; sie wissen, daß es mein letzter Gang ist.“

„Nehmet, Alter, Gott sei mit Euch!“ — Und Herr von Geldern reichte ihm seine ganze Börse dar. Der Alte sah das

Geld und sprach: „Herr, so viel! Nein, Herr, so war es nicht gemeint. Im Himmel brauch' ich nichts.

„Gebt's Euren Kindern.“

„Behüte Gott, Herr! Meine Kinder können noch arbeiten — sie brauchen nichts.“

„So nehmt's — zum Hause, Alter!“

„Es steht schon, gnädiger Herr!“

„Ihr macht mich roth, Vater!“ —

„Nun dann sind wir's beide. Ich bin es auch über und über, weil ich zwei Ort' angenommen. Sparen Sie, gnädiger Herr, das Uebrige für Leute, die — länger — für Sie — beten können als ich.“

„Ihr bewegt mich, Vater!“

„Ich hoff', ich hab' auch Gott bewegt; der lass' es Ihnen nicht missen!“ —

„Wollt' Ihr was essen?“ — fragte der Hauswirth ihn dann.

„Danke, gnädiger Herr. Ich habe schon gegessen — Milch und Brod.“

„Aber etwas mitnehmen?“ —

„Nein, Herr, ich will dem lieben Gott nicht in's Amt fallen. Alle Leute, die mich sahen, boten mir Essen an. Ich habe mir aber den Magen nicht verdorben. Es wär' ein schlechter Dank beim lieben Gott, wenn ich jetzt mitnehmen sollte. Doch“ — fügte er nach kurzem Bedenken mit einem schweren Seufzer hinzu: „ein Glas Wein, wenn ich bitten dürfte, ein einziges!“ —

„Mehr, Vater, — mehr!“

„Nein, Herr, nur eins. Mehr trag' ich nicht. — Sie sind es werth, daß ich zum letztenmal vom Gewächs des Weinstocks bei Ihnen trinke. Es soll der letzte Weintropfen sein, den ich in dieser Welt nehme; — sonst würd' ich

nicht gefordert haben. Nun kann ich im Himmel erzählen, wo ich den letzten Labetrunk genossen. — Lieber Gott, ein Glas kalt Wasser bleibt schon nicht unvergolten!"

Der Herr von Geldern holte den Wein selbst; der alte Mann hob seine Hände gen Himmel, da er allein war, und sprach: „Den letzten Wein! — Das Nachtmahl hab' ich schon vor acht Tagen genommen. Lieber Gott, erquickte den Beber, wenn ihn kein Trunk mehr erquickt!"

Der Herr von Geldern brachte Wein, und, den einen Pokal dem Alten darreichend, sprach er:

„Hier, Vater! Ich hab' mir auch ein Glas mitgebracht, wir müssen zusammen trinken!"

Der Alte richtete das Auge gen Himmel und sprach mit kaum hörbarer Stimme: „Habe Dank, lieber Gott, für alles Gute, für diese Welt habe Dank!" — Er trank etwas. Dann wandte er sich zum Herrn von Geldern, sie stießen zusammen: „Gott schenke Ihnen ein sanftes Ende — wie ich's gewiß haben werde!"

„Vater, bleibt diese Nacht hier, ich bitt' Euch!" — sagte Herr von Geldern mit innerster Herzensbewegung und fügte hinzu: „Kein Mensch soll Euch sehen, wenn Ihr es so wollt."

„Nein, Herr, ich kann nicht. Meine Zeit, Sie wissen, ist edel."

„Gott, großer Gott, womit kann ich Euch denn noch dienen, Alter!" —

„Herr, ich wünscht' Ihetwegen, daß ich noch mehr brauchte. Sie sind ein guter Herr; allein ich hab' auf der Welt nichts mehr als — noch einen Handschuh nöthig. Ich — ich hab' ihn verloren!" — fügte er zitternd hinzu.

„Gleich, Alter!" — sagte der Hauswirth und entfernte sich.

Der Alte blieb einen Augenblick allein, seufzte tief und sagte:

„Zum letztenmal gelobt! dort wird es besser sein!“ —
Herr von Geldern bracht' ihm ein Paar Handschuhe. —
„Hier, Alter!“ —

„Den Einen brauch' ich nicht, gnädiger Herr: nur Einen hab' ich gefordert.“ —

„Warum den anderen nicht auch?“

„Dieser Hand fehlt nichts. Es ist bloß die Linke, so die Luft nicht vertragen kann.“ Er gab dem Herrn von Geldern die rechte bloße Hand: — „Ich werde an Sie denken!“ —

„Und ich auch an Euch! — O Alter! mir ist es schwer, mein Wort zu halten und Euch nicht nachzuschauen, wenn Ihr geht.“

„Desto besser, Herr, für Sie, wenn Sie's halten.“

„Noch einmal Eure Hand, Alter! Es ist Angriff, es ist Segen Gottes drin.“

„Gott segne Sie! — lieber, guter Herr!“

„Und helfe Euch!“ — —

* * *

Noch war ich dieses Gesprächs wegen in einer unaussprechlichen Bewegung, in einer schwermüthigen Wonne, als Junker Gotthard mich im Namen meines Vaters aufsuchte und rasch hinzukommen bat. Ich flog; mein Vater reichte mir die Hand entgegen und ging mit mir auf unser Zimmer, stieß ein Fenster auf und fing an: „Ich dachte, Alexander, noch vierundzwanzig Stunden hier um dich sein zu können; aber mein Amt will mich. Der alte Müllner ist im Letzten.“

Dieser arme Mann war ein Bekannter von uns. Das erste und letztemal, da er eine flinte losdrückte, oder viel-

mehr, da sie ohne sein Vorwissen und seine Mitwirkung in seiner unerfahrenen Hand losging, erschloß er seinen Sohn.

Er wollte nämlich seiner Frau Bruder, der auf Vogelwild ausgegangen war, eine unerwartete Freude machen und ihm in Jägeruniform entgegenkommen. Da geschah das Unglück. Die Gerichte sprachen ihn frei, allein er selbst nicht. Er hat sich nie mehr in der Welt ein Lachen bereitet. Sein Weib starb aus Gram, mehr über den Gram ihres Mannes, als über den Verlust ihres einzigen Sohnes. Dieser Unglückliche war jetzt beim Sterben in Seelenangst. Er wollte, mein Vater sollt' ihm an die Hand gehen, wie er sich gegen seinen Sohn in der andern Welt führen sollte? „Gott helf' ihm über“ — sagte mein Vater. „Es ist schwer, wenn ein Vater glaubt seinem Sohne im Himmel was abbitten zu müssen.“

Ich erzählte meinem Vater den Vorgang zwischen dem Herrn von Geldern und dem Alten. Alle diese Vorfälle und die bevorstehende Trennung von mir brachten meinen Vater, der sonst, wie meine Leser wissen, sehr beredt war, zu einer rührenden Kürze. Ich lag — an seiner Brust. Ob es hier am rechten Ort steht, kümmert mich nicht; allein ich habe nie meinem Vater die Hand geküßt! — „Küsse für Weiber!“ pflegte er zu sagen.

„Hier“ — fing er an — „eine versiegelte Schrift, mein Sohn! Öffne sie nicht eher, als wenn du in der größten Noth bist.“ — Ich wollt' ihn dieser versiegelten Schrift wegen befragen, die zur Aufschrift die griechischen Worte: *ἀνέχου καὶ ἀπέχου* — (leide und meide!) — hatte; allein er fuhr fort: „Unser Herr und Meister sagte zu seinen Jüngern: ich hab' euch noch viel zu sagen, aber ihr könnt es jetzt nicht tragen. — Uns sind allen beiden die Thränen nahe. Ein Abschied, der auf einen nassen Boden fällt,

bringt keine Früchte. Ueberhaupt redet kein Mensch ein kluges Wort, wenn er Thränen in den Augen hat. Sei ein guter Streiter, ein Alexander, — kämpfe recht, mein Sohn, so wirst du die Lebensessenz, das ist die Krone des Lebens, hier und dort empfangen!“

Wir nahmen einen so innigen Abschied, als wäre es für immer. Und doch sollte ich nur auf einige Jahre fort. Aber wer weiß es, ob und wann man sich wieder sieht! —



Fünftes Kapitel.

Lebensrettung.

„Die Königin ist weg; das Spiel ist verloren!“ — sagte Herr von Geldern, da von der plötzlichen Abreise meines Vaters geredet ward. Die Gesellschaft erschien ihm wie eine Schachpartie, die nicht mehr zu halten sei. Dieß Spiel ist ein Bild der Welt! Zwar waren auch ohne meinen Vater noch vortreffliche Offiziere auf dem Brette, die redend eingeführt zu werden verdienten. Allein der commandirende General war gefallen. Und so schien Herr von Weesen, der Springer, — und selbst Herr von Geldern mit seinem thurmartigen Gang nicht mehr recht verwendbar.

Der Käufer, Herr Hermann, bedeutete zwar mehr, nachdem mein Vater weg war und Herr von Weesen ihn deckte. Mein künftiger Herr Schwiegervater schien sich sogar, vielleicht in Rücksicht dieser Deckung, ein Directorium über mich anzumaßen. Ich konnt' ihm aber hiezu keine Befugniß zugestehen; nur Minchens wegen that ich, was ich that; in dessen vergaß ich nicht, daß sie selbst mich mit dem Herrn Hermann, als Vater, nicht beschweren wollte. — Herr

von Geldern war noch durch den armen Alten so gerührt, daß er nicht recht in's Leben zurückkehren konnte. Die Frau von Weesen und ihre kleine Tochter unterhielten sich von dem armen bedrängten Sterbenden, den mein Vater trösten sollte. Selbst Frau von Geldern, unsere Wirthin, hatte sich zu diesem Vorfall, obgleich der Sterbende nicht von Adel, ja nicht einmal ein Literatus, mithin nach Landesart ein Bauer war, hochadlich herunterzulassen gerührt. Und so war unsere Gesellschaft, des alten Mannes, der in acht Tagen sterben wird, und des unschuldigen Sohnesmörders wegen, in eine gewisse heilige Schwermuth gesunken.

Nur die Herren v. K. U. J. und ihre Gemahlinnen theilten diese Stimmung nicht. Jene schienen sich nach der reichlichen Mahlzeit und dem noch reichlicheren Wein weder in Rücksicht des Leibes, noch der Seele aufrecht halten zu können. Sie saßen nicht, sondern lagen auf ihren Stühlen; jeder hatte sich zwei Stühle zugeeignet; den dritten Stuhl rechne ich nicht, auf dem der rechte Arm übergeschlagen lag; denn auf diesem dritten ungerechneten saß die eine Hälfte des Nachbars. Die Herren v. K. U. J. waren also in einander gekettet. So schwach indeß diese guten Herren schienen, so hatten sie doch so viel Stärke, Hand an ihre Pfeifen zu legen und sich in Rauch zu hüllen. Sie schmauchten wie aus einem Munde und hielten so genau Takt, als ihn Herr Hermann, wenn er ein Positiv schlug, oder meine Mutter, wenn sie ihrem Hause eine neue Melodie beibringen wollte, nur halten konnten. Die gnädigen Frauen v. K. U. J. saßen, die Hände um den Magen kreuzweise gelegt, als ob sie denselben zur Verdauung einsegnen wollten. Sie sahen hierbei die Frau von Geldern steif und fest an, als ob sie sich für die empfangenen Gaben bedanken und sich nach wie vor ihrer Protection empfehlen wollten.

Mein Reisegefährte, der Junker Gotthard, war nicht Fisch nicht Fleisch. Er hatte mit mir Brüderchaft gemacht, und ich hatte Hoffnung, ihn zu erweichen und ihn zu einem gut gesinnten künftigen Kirchenpatron zu bekehren, der die Jagd andern Pflichten unterordnen muß; allein die Herren X. N. Z., als jagdgerechte Jäger, hatten ihn wieder ganz und gar! Er war in Gedanken, Geberden, Worten und Werken mit den Herren v. X. N. Z. auf Wild aus-gewandert; denn selbst in der tiefen Stille, die auf den Herren v. X. N. Z. lag, hielten sie die Pfeifen als ein Mordgewehr, zielten und machten Puff, Puff! und wieder Puff, Puff! Mein Reisegefährte hielt seine Pfeife, zielte wie sie und tönte Puff, Puff! wie sie, und wieder Puff, Puff! — Er war in ihre Wolke auf- und angenommen.

Doch muß ich pflichtschuldigst bemerken, daß der Junker Gotthard seinen künftigen Pastor nicht völlig vergessen hatte. Wenn er seine Pfeife nachstopfte und aus dem Takte kam, brach sich sein Blick durch den Nebel zu mir; und da seine Pfeife glühte und nicht sogleich wieder geladen werden konnte, kam er sogar zu mir, faßte mich brüderlich an und fragte: „Warum so traurig? und warum nicht auch Puff und Puff mitgemacht? — So was“ — fügte er hinzu — „stärkt das Auge; und wenn wir morgen auf die Jagd gehen, hast du schon eine vorläufige Theorie, die du benutzen kannst.“ — Ich versicherte, heut am wenigsten zum Puff, Puff Ansatz zu haben. — „Ich verdenke dir deinen Trübsinn nicht“ — fuhr er fort. „Dein Vater“ —

„Scheiden heißt sterben“ — hatte ich zu ihm gesagt, da mein Vater wegfuhr; und dieß Wort zu seiner Zeit war so glücklich gewesen, den Weg zu seinem Herzen zu finden, der so leicht nicht zu finden war. Seine Liebesgrenze ging nicht weiter, als bis Vater und Mutter und zur Noth

Schwester und Bruder. Im Uebrigen schien der Junker Gotthard Alles nur für — Wild anzusehen!

Man ging den Abend zeitig zur Tafel, weil Alles die Karten verboten hatte. — Zur Ehre der Herren von X. V. Z. muß ich noch anführen, daß sie nach ihrem Ausschlaf, um die edle Zeit auszukaufeu, eine Stunde Würfcl gespielt.

Bei Tafel war Alles auf den Ton des Herrn von Weesen gestimmt. Man sprach viel von den Schicksalen der Menschen und von der Ungewißheit der Todesstunde. Herr von Geldern sprach vom Tode wie ein Gerechter, der in seinem Tode getrost ist. „Wohl uns“ — sagte er — „daß wir nicht wissen, wann wir sterben; wir würden dann weder leben, noch sterben. — „Doch“ — fuhr er fort — „giebt es Einige, die es wissen, die auf die Stunde ihrer Erlösung mit Gewißheit rechnen können. Nur heute“ — hier schwieg er und stügte sich im Gedanken an den Alten traurig auf. Ich verstand ihn ganz. Seine Frau fragte ihn: „Ist dir nicht wohl?“ — mit einem Tone, der mich überführte, daß sie doch ihren Mann nach sich am meisten liebte. Und warum sollte sie es nicht? — er war ja von gutem Adel. — „Sehr wohl, mein Kind!“ — erwiedert' er. — Sie stand auf und küßt' ihn; er blieb mit aufgestemtem Arm.

Es ging Alles so still wie bei einer Leichenwache zu; und dieses brachte die Herren von X. V. Z. endlich zum Aufbruch. Schön lange hatten sie nach dem Monde gesehen und es ihm übel genommen, daß er nicht eher aufgegangen war. Der erste Strahl war ein allgemeiner Wink zum Abschiede. Sie empfahlen sich und fuhren mit ihren gnädigen Frauen, denen des Mittags die Zeit lang geworden war, weil viel, und des Abends, weil wenig gesprochen worden, heim.

Es war der Herr von Weesen wie von neuem geboren, da die Herren von X. N. Z. fort waren; und so ging's auch dem Hermann, der zwar viel über die Herren von X. N. Z. gedacht, allein wenig gesagt hatte. Er fürchtete die Grobheit dieser Herren, die er in früheren Zeiten oft erfahren. — Aber auch nach ihrer Abfahrt wollte das Gespräch nicht mehr in ein rechtes Geleise kommen. Der Gedanke an das Sterben beherrschte das Gemüth des Herrn von Geldern. Er erzählte seiner Schwester die Geschichte mit dem guten Alten; und ich bekannte ihm, Zeuge dieser Unterredung gewesen zu sein. Kaum hatte ich mein Bekenntniß vollendet, als er auffsprang, mir seine eingeweihte Hand reichte und sagte: „Der Segen dieses Himmlischen wird auf dir ruhen, du Sohn deines Vaters!“ — Und nachdem er mir warm die Hand gedrückt, gab er seine Hand der Frau von Weesen und ihrer Tochter, zuletzt auch seinem Sohne, der aber nicht wußte, was ihm geschah. —

Man wünschte sich eine gute Nacht. Und Herr von Geldern behauptete, daß man sich nicht besser des Todes erinnern könne, als wenn man — schlafen ginge. „Heil dem“ — sagte er — „der so stirbt, als ein Bauer einschläft, der gedroschen hat. Nach ausgestandener schwerer Arbeit in der Welt läßt sich's selig und ruhig sterben.“ — Herr von Weesen ließ es bei dem Wunsch einer guten Nacht nicht bewenden, sondern wünschte noch ergiebiger, daß „die ewige Vorsicht sowohl den Herrn von Geldern als die gnädige Frau vor allen Trauerfällen bewahren und sie die höchsten Stufen des menschlichen Lebens hinaufführen möchte“. —

Der Herr von Geldern nahm die Frau von Weesen bei der Hand, um ihr das Schlafzimmer anzuweisen. Mich mußte der gewesene Hofmeister in das nämliche Zimmer bringen, wo ich schon die vorige Nacht mit meinem Vater

geschlafen hatte, und das ich also ohne diese Anweisung gefunden haben würde. Hier sollte jetzt der alte Herr mit mir schlafen. Dieser letzte Umstand, obschon er von der Hausfrau zu meiner Erniedrigung ausgekünstelt schien und mich einen Augenblick befremdete, war mir doch gleich nach diesem Augenblick willkommen. Ein betrübtes Herz liebt zärtlicher, und wahre Liebe ist keine frohe Leidenschaft. Sie fängt mit Seufzern an, so wie wir mit Thränen geboren werden. Mine war mit Leib und Seele vor meinen Augen; es ist doch ihr Vater, dacht' ich, und reichte dem Herrn Hermann die Hand. So Hand in Hand kamen wir in's Schlafzimmer.

Hier legte der alte Herr sein Protectionsansehn, womit er mich ohnehin nur nach der Abreise meines Vaters, und das sehr heiläufig, heimgesucht hatte, zugleich mit seiner Perrücke ab und that ungemein vertraut mit mir. Da er noch einmal hinausging, sich eine Flasche Wein zu besorgen, um noch eine Pfeife, wie er sagte, in gutem Frieden zu rauchen, nahm ich das Testament, das mir mein Vater beim Abschied gegeben, heraus. Die ganze Zeit über hatte ich es verborgen in der Hand gehalten. Ich hatte beinahe diesen Abend nur mit einer Hand gegessen; denn ich konnte dieß Testament in der Tasche keinen Augenblick allein lassen. Die Hand, mit der ich's hielt, war in einer solchen Transpiration, als wenn sie nicht zu den übrigen Theilen des Körpers gehörte. — „Oeffne es nicht eher, als wenn du in der größten Noth bist. — Und was ist die größte Noth?“ — dachte ich bei mir selbst. Ich fand, daß Geld in diesem letzten Willen lag, und da es sich nicht thun ließ, meinen Kasten aufzuschließen und diese Gabe meines Vaters zu dem Denktettel meiner Mutter zu legen, so deponirte ich diese Schrift vorderhand in's Bett unter's Kopfkissen und dachte an meine Mutter und

an den hochheiligen Abend vor der ersten Predigt. Ich mußte eilen, denn der „alte Herr“ kam wieder und ein Bedienter hinterher mit Wein und einem Teller voll Rauchtabak. „Da ist Essen und Trinken“ — sagte der alte Herr und that dabei, als ob er etwas sehr Witziges gesagt hätte, welches ich aber nicht finden konnte. Bald darauf fing er an, sich zu beklagen, daß er einen guten Freund seines Hauses an mir verlöre; und ich nahm Gelegenheit mich nach seinem Sohne Benjamin zu erkundigen. Vielleicht, dachte ich, fängt er von selbst von seiner Tochter an; — wenn er doch anfinge!

Ich sah es seinen Augenwimpern, seiner Nase und Stirn an, daß er sein ganzes Gesicht umstimmen mußte, eh' er herauszubringen im Stande war, daß der Sohn eines „Literatus“ ein Schneider geworden sei. „Das ist dem Benjamin“ — fuhr er fort — „nicht in seiner Wiege vorgesungen. Aber — was soll man machen? Manchem kommen die gebratenen Tauben entgegen, ein Anderer muß ihnen Netz und Strick legen und sie erst fangen und braten. — Das Schneiderhandwerk“ — fuhr er nach einer Weile fort, da ich nicht nöthig fand ihm zu antworten — „das Schneiderhandwerk ist bei alledem für den Sohn eines Literatus noch das schicklichste. Gott der Herr setzte selbst, nach dem betrübten Sündenfall, dieses gesegnete Handwerk ein und verfertigte die ersten Kleider. — Was zu thun? Benjamin sitzt jetzt bei einem sehr geschickten Schneider auf Prima und wird künftige Ostern Student oder Geselle, wie es die Leute nennen.“ — Diese Worte waren ein Gemisch von Stolz und Satyre. Sie waren der „alte Herr“ selbst. Wer ihn hier nicht findet, findet ihn nirgend. „Meine selige Frau“ — fuhr er nach einer Pause fort, während welcher er sehr stark in seinem Bette rauchte — „meine selige Frau wollte, daß

er entweder ein Literatus würde, oder — ein Schneider. Ich wollte durchaus nur vom Literatus hören. Aber es ging nicht.“ —

„Was Gott thut, das ist wohlgethan!“ — sagte ich und betonte die Ehrsamkeit des Handwerkes, dessen sich der alte Herr offenbar schämte. Denn er selbst wollte nicht als Schneider, sondern als Literatus vor den Leuten gelten. Ich glaube, er wäre eher gestorben, als daß er den Abend über Tafel, da man sich von ungefähr nach seinen Kindern erkundigte, hätte gestehen sollen, daß Benjamin das Schneiderhandwerk ergriffen. — „Ich habe nur einen Sohn und eine Tochter“ — antwortete er auf jene Erkundigung und mehr keine Sylbe.

Meine Bemerkung „was Gott thut, das ist wohlgethan“ — brachte ihn auf München, ich weiß nicht wie. Er floß über von ihrem Lobe und meinte, sie müßte durchaus einem „Literatus“ zu Theil werden. Er erzählte noch allerlei von ihrer Eigenart und ihren Kinderjahren. Mir war es Musik, obwohl es aus seinem widrigen Munde kam. Er meinte unter Anderem, daß Mine für ein Frauenzimmer zu viel Herz habe. Sie fürchte sich vor keiner Maus und keinem Frosch; „und wenn die Spinnen den Weg verwürkt haben“ — sagte er — „zieht sie das Gewebe wie einen Vorhang mit bloßen Händen in die Höhe. In der frühesten Kindheit mochte sie bloß hüpfen und springen. Je größer sie aber wurde, desto ernsthafter! Und“ — setzte er nach kurzem Stillschweigen hinzu — „nur sehr, sehr selten wandelt sie jetzt das Hüpfen und Springen an, weit öfter aber das Weinen, welches nach dem Tod ihrer Mutter ohne End' und Ziel ist.“ — Der alte Herr zog dabei selbst den Mund zur Thräne in Ordnung; indessen wollte es die Pfeife nicht zugeben.

Er sagte dann noch Einiges über ihr musikalisches Talent. Mich wunderte, daß er selbst fühlte, München sänge vortrefflich. Beim Spielen freilich, meinte er, habe sie ihre eigene Manier! — Freilich, dachte ich, den steinigten Acker versteht sie nicht in Tönen auszudrücken, auch nicht die fünf Gerstenbrote und ein wenig Fischlein! — —

Unser Gespräch brach ab. Ich merkte aus meiner Munterkeit, daß ich diese Nacht Münchens wegen ebenso wenig schlafen würde, als ich die vorige Nacht des neuen Bettes halber geschlafen. Indessen sah ich's meinem sehr werthen Herrn Collegen, der seine Bouteille Wein ausgetrunken und seinen Teller mit Tabak bis auf eine halbe Pfeife ausgeraucht hatte, deutlich an, daß er schlaftrunken war. Kaum drehte er sich im Bette um, so schlief er, wo' von er durch sein Schnarchen untrügliche Beweise gab.

Gegen Morgen schlief ich fester ein. Indessen sagt' ich dem alten Herrn den ersten guten Morgen, weil ich ihn aufwachen hörte und — „fuhr mit sechsen aus meinem Bette“. — Er dankte für den guten Morgen, allein er blieb bei dem Dank, wie's sich eignete und gebührte, noch im Bette. — Nach seinem „schönen guten Morgen“ war sein erstes Wort, daß ich zweimal im Schlafe München gerufen hätte. „Ich weiß nicht“ — fügt' er sehr höflich hinzu — „ob es meine Tochter ist?“ — „Gewiß!“ — erwiederte ich und begriff es selbst nicht, wie's zunging; ich war beim Wörtchen gewiß nicht im mindesten verlegen; vielleicht kam es, weil der alte Herr noch im Bette war. Wie hätt' ich München verläugnen können! — „Wir haben gestern“ — fuhr er fort — „viel von ihr gesprochen; der Herr Candidat werden es verzeihen, daß ich Sie so lange von meiner Tochter unterhalten.“ — Ich konnte kein Wort hierauf antworten; — unfehlbar wollte der alte Herr einen völligen Herzensausschluß; allein wie

sollt' ich den bewilligen? — Er war noch immer im Bett, und, wie's mir vorkam, lag er da wie ein Häufchen Unglück. Er schien nicht in Lebensgröße zu liegen und so lang er war; er wußte sich vielleicht nicht nach seiner Decke zu strecken. —

Damit meine Leser nur ja nicht auf den Gedanken fallen, daß ich noch viele Tage in Neuhoß geblieben und ihnen all diese Tage meines Aufenthalts ebenso langweilig, wie bisher, erzählen werde, so will ich nur kurz und gut bemerken, daß der folgende Tag zu unserm Aufbruch bestimmt war.

Der junge Herr von Geldern nahm mich wegen der Jagd in Anspruch. Ich hatt' ihm darüber mein Wort gegeben und sogar den Commandostab hiebei anvertraut. Ohne Murren nahm ich also seinen Antrag als eine Ordre an, Vormittags diese Jagd anzustellen. Die Wahrheit zu sagen, ich wollt' ihn auf der Jagd womöglich von der Jagd abbringen und diesen Jägertrieb in ihm beschränken.

Ich war in dieser ritterlichen Uebung wenig erfahren, obgleich ich ein Auge zum Zielschuß auf ein Haar hatte, ohne mir durch „Puff, Pass“ und durch das Exercitium mit der Tabakspfeife diese Geschicklichkeit erzielt oder ihr auch nur nachgeholfen zu haben. — „Warum willst du“ — sagt' ich meinem Freunde — „ein so blutiges Andenken zurücklassen, eben da du von hinnen ziehst?“ — „Mein Recht nicht zu vergeben“ — erwidert' er. — „Du glaubst es nicht, man muß die Bären und Wölfe im Respect erhalten, wenn es auch nur durch einen Schuß ist; die Bestien machen unser Einem sonst das Eigenthum streitig; — der Hase kennt seinen Junker!“ —

Wir gingen in den Park. Wir hatten schon oft angelegt, und eben legte mein Reisegefährte wieder an, da ich eine Menschenstimme rufen hörte: „Rett! Rett!“ —

Junker Gotthard kam nicht aus seiner Stellung. Ich lief und schrie: „wo? wo?“ — „Hier! hier!“ — rief es mir entgegen und dann wieder: „rett! rett!“ — und mitten drunter mit einer erbärmlichen Stimme: „Lorchen im Wasser!“ — Auch dieß brachte den Herrn „Bräutigam“ in keine andere Lage; er hatt' ja angelegt! — — Noch viele Mal hörte ich: „Retten, Retten“ — und: „Hier, hier!“ — Ich rief „wo?“ bis ich sah: — ich sah die Begleiterin des Fräulein von Weesen jämmerlich die Hände ringen. — „Hier! hier!“ — rief sie noch zu guter Letzt. — „O Gott! matt! — matt! — Die Wasser über sie!“ — Ich warf meine Flinte weg und diese ging los. Lieschen, die Wärterin, fiel in Ohnmacht. Das wird sich geben, dacht' ich, und sprang in's Wasser und brachte das liebe, kleine Geschöpf heraus. Die Angst hatte ihre kleinen Hände gelähmt. Das Wasser war ihr mehr an die Seele als an den Leib gegangen. — Jetzt war sie — frisch wie ein Fisch worden, würde meine Mutter, des Reims wegen, gesagt haben.

„Lieschen, Lieschen“ — rief sie, da sie ihre Begleiterin wie todt am Boden liegen sah. Ich nahm einen Hut mit Wasser, um Lieschen in's Sein zurückzubringen; allein das Wort ihrer Pflegebefohlenen hatte sie schon aufgeweckt. Ich kam mit meinem Hut voll Wasser zu spät und goß dieß Wasser, welches zum Schlagwasser bestimmt und eingeweiht war, so andächtig aus, als meine Mutter das Restchen vom Taufwasser auf den Rasen auszugießen pflegte, weil es nach ihrer Meinung ein paradiesisches Grün befördert. —

„Wir wollen“ — sagt' ich zu Lieschen — „unser Schäfchen auf's Trockne bringen.“ — Es lief Wasser von

ihr herab, wie nach einem starken Regen von den Dächern. Lieschen wollte sie schelten, daß sie einem Steige zu sehr getraut hätte; allein Lieschen sah wohl ein, daß das Wiedervergeltungsrecht zu Hause nicht ausbleiben würde. Es ward also verabredet, daß sich das Fräulein ganz sauber und schön ankleiden und darauf erst ihrer Mutter den Vorfall erzählen sollte. „Wissen“ — sagte die liebe Kleine in größter Aufregung — „wissen muß sie's.“ — „Mich“ — bat ich — „lassen Sie aus dieser Geschichte.“ — „Sie?“ — antwortete die Kleine und reichte mir die Hand. Ich wußte nicht, ob das Ja oder Nein hieß. Es sprach das reizende kleine Mädchen dieß „Sie“ ganz besonders aus. Ich könnt' es ihr zur Noth noch heute nachsprechen!

Während der Zeit kam mein Reisegefährte, und ohne sich nach seiner „Braut“ zu erkundigen, macht' er mir Vorwürfe, daß ich ihn mit meinen Wo's und Luise mit ihren Rett's und Hier's gestört hätte. — „Bruder“ — sagt' ich — „das Wort Rett' ist das deutsche hohe Nothwort. Wenn es ein Sterbender hört, muß er sich noch aufrichten.“ — „Nur keiner“ — fiel er ganz gelassen ein — „der angelegt hat; — und was hast denn du getroffen?“ fuhr er fort. — „Dieß edle Geschöpf!“ — sagt' ich mit einiger Entrüstung.

Er ward von Allem unterrichtet und versicherte hoch und theuer, daß, wenn er nicht angelegt gehabt, er gewiß ebenso wie ich gelaufen und die flinte weggeworfen haben würde, so unverantwortlich es gleich wäre, Pulver und Schrot, diese Gabe Gottes, umkommen zu lassen. Lieschen lachte herzlich. — Die Kleine sah mich bloß lieblich an. Beide wußten sich nicht darein zu finden, daß Pulver eine „Gabe Gottes“ sei. Der junge Herr von Geldern konnte nicht läugnen, den Namen Korchen gehört zu haben; indessen hatte er angelegt, und das wollte mehr sagen als „Korchen!“

Das kleine Fräulein und ihre Begleiterin schlichen sich nach Hause, damit nicht die Frau von Weesen sie schon hier beim Wasser bemerken möchte.

Mein zukünftiger Reisegefährte unterrichtete mich unterdessen in einigen Jägerkunstwörtern, und da ihm auf dem Gange vom Park in den Wald ein Hase aufstieß, den er traf, war unsere Jagd zu Ende. — Ich ließ mir seinen Unterricht mit vielem Eifer gefallen, um ihn desto mehr zu meiner Anti-Jagd-Predigt vorzubereiten, die ich überdacht hatte und noch überdachte. Gewiß war mein Reisegefährte vergnügter über seinen Hasen, als ich über die Ehre, seine kleine „Braut“ gerettet zu haben. Er ließ mich merken, daß, wenn Herr von Weesen nicht ein Gut hätte, welches er ihm gleich nach ritterlich überwundenen akademischen Jahren überlassen könnte, er an Lorchen nicht denken und seiner Zeit schon eine Frau finden würde. Ich sprach viel von der guten Gemüthsart der Kleinen und der edlen Gemüthsart ihrer Mutter; allein dieß schien ihm gegen das Gut, das er nach überwundenen Universitätsjahren zu bejagen gedächte, eine unbedeutende Kleinigkeit zu sein.

Der Vorfall mit Lorchen hatte mich so bewegt, daß — während ich das Kind aus dem Wasser rettete, jene Predigt gegen Jagdliebhabelei in's Wasser gefallen zu sein schien. Ich fand den Faden nicht recht und sagte meinem Genossen nur: „Du bist doch zu besseren Dingen als zum Jagen da.“

„Selt! Lorchen aus dem Wasser zu ziehen?“ — erwiderte er lachend. Und als ich dieß Lachen ihm verwies, sagte er gutmüthig: „Hör', Bruder — ich weiß es auch, — wenn der Mensch selbst schreit, der in Noth ist, das ist ganz ein ander Ding! Hol' mich der Henker, — hätte Lorchen selbst geschrien und nicht — bloß Lieschen schreien lassen — ich wäre gelaufen, auch wenn ich eben angelegt hätte.“ —

Ich wollte meinem Genossen noch einige gelehrte Gründe gegen die Jagd aus dem Plinius citiren, aber auf seine Frage: „ob Plinius zu schießen verstanden?“ — mußte ich laut auflachen. Junker Gotthard merkte, daß er außer seinem Hasen noch einen Bock geschossen und corrigirte seine voreilige Bemerkung mit den entschuldigenden Worten: „Pardon, Bruder — freilich! — Unstun! Plinius — und Schießen! Das Pulver ist ja eine spätere, christliche Erfindung.“ —

Bei dieser wohlthuedenden Ueberzeugung ließ ich ihn. Wir näherten uns Neuhoj, die Andern sahen uns kommen und ich ward ausgelacht, weil ich — von der Jagd leer kam.

Ueber Tafel aber, da Frau von Weesen die Rettungsgeschichte erzählte, bestand Junker Gotthard schlechter als ich. Herr von Geldern beschämte seinen Sohn. „Wer wird seine Braut um einen elenden Hasen fahren lassen, die Erstgeburt um ein Kinsengericht? So seid ihr Jäger alle. Ich bin auch ein Jäger, das weißt du, aber — so etwas!“ — Frau von Geldern entschuldigte ihren Sohn, ich weiß nicht mehr, womit. Frau von Weesen dankte mir herzlich, und ihr Gemahl schalt aus Höflichkeit auf seine Tochter, um dem jungen Herrn von Geldern Genugthuung zu verschaffen. Meinetwegen war der höfliche Vater der Kleinen in erschrecklicher Verlegenheit; denn so sehr dieser Vorfall zu einem neuen feste Anlaß zu geben schien, so blieb es ihm doch bedenklich, weil — ich nicht von Adel war.

Er kämpfte indessen, weil es seine Tochter betraf, meinetwegen auf eine unbeschreibliche Art, und endlich kam es dahin, daß er mit vielen Complimenten sich bedankte. Er hielt es sogar für seine Pflicht, meine Gesundheit bei Tafel

auszubringen. Ich war bei dieser Feierlichkeit viel verlegener, als bei dem Sprung in's Wasser. Ich konnte nichts mehr, als meinen Reisegefährten entschuldigen. Der herzliche Blick der Mutter und das frohe Lächeln der Kleinen war mir mehr, als zehn feste des Herrn von Weesen.



Sechstes Kapitel.

Universitätsgreise.

Noch denselben Tag ward Alles zu unserer Reise nach Königsberg vorbereitet. Denn dieses war der Ort unserer Bestimmung, wie beide Väter es verabredet hatten. Indessen sollte die Schlusssentenz erst gefällt werden, nachdem wir von unserm dortigen akademischen Leben einen getreuen Bericht abgestattet.

Noch eine Nacht sollten wir in Neuhoß zubringen und den andern Tag abreisen. Gegen Abend hörte ich Herrn von Geldern sehr unwillig mit seiner Gattin reden. Er hatte in Erfahrung gebracht, daß der alte Hermann die vorige Nacht mein Schlafgefelle gewesen. „Wie gehören Feuer und Wasser, Schuld und Unschuld zusammen!“ — hört' ich ihn zu seiner Ehehälfte sagen. Sofort ordnete er an, daß ich die letzte Nacht mit seinem Sohne Gotthard schlafen sollte. Auch wies er uns ein anderes Zimmer an und sprach: „Dies Zimmer heißt Königsberg und Ihr müßt so thun, liebe Reisende, als ob Ihr schon an Ort und Stelle wäret.“ — Die Frau von Geldern hatte verschiedene Einwendungen wider diese Anordnung; indessen kam sie nicht zum Wort und

die Einrichtung des Herrn von Geldern ward pünktlich befolgt.

Ein älterer, bewährter Diener des Hauses, mit Namen Gottfried, der uns in die Fremde begleiten sollte, trat zu mir heran und sagte: er sei eben im Pastorate gewesen; er habe doch die guten Eltern seines zukünftigen zweiten Herrn noch einmal sehen wollen. Er brachte mir warme Grüße von ihnen und von meiner Mutter noch einen „zweigliedrigen Segen“.

Als wir uns zur Ruhe begeben wollten und es mir schwer auf die Seele fiel, daß München mir keinen Gruß mehr hatte senden können, — siehe da! Ihr Bruder Benjamin! — Mir erschien er wie ein Bote Gottes; und ich fand auch hier wieder bestätigt, daß eine unsichtbare Hand mit unserer Liebe sei, sowie sie es mit jeder reinen Liebe ist. Der alte Herrmann erschrak über seines Sohnes plötzliche Ankunft. Denn wegen des Schneiderhandwerks schämte er sich seiner und hätte ihn gern in dem hochadeligen Kreise verleugnet. Nachdem Benjamin seinen verstellten Auftrag an den Vater besorgt und dieser sich irgendwo mit ihm verbrochen hatte, zog ich den guten Jungen in's Vorzimmer. Er hatte mir schon einen Wink gegeben, daß er aus einer ganz andern Ursache hergekommen, die er in der Tasche hätte. Er hatte nicht Ruh noch Rast, mich von seiner Schwester zu grüßen und mir ihren Brief zu überreichen. Ein Brief von Minen!

Ich ließ den Boten stehen und las in einem stillen Winkel die nachfolgenden Zeilen ihrer theuren Hand:

„Gottlob, daß du noch in Kurland bist! Und Gottlob, daß ich noch von dir Abschied nehmen kann! Gottlob! — Ich bin sehr darüber bekümmert, daß es so unordentlich bei unserem letzten Gespräch herging. In Wahrheit, ich weiß

kein Wort von dem, was du mir zu guterlezt gesagt hast; oder hast du mir nichts zu guterlezt gesagt? nichts? Ich fühl' es, daß ich selbst, daß ich dir auch kein Sterbenswort gesagt — nichts zu guterlezt — und doch liegt's auf meinem Herzen wie ein Berg. O lieber Junge, verzeih' mir! — Es war Alles so geschwind, ich sah dich nicht gehen; du bist auch nicht gegangen, du bist verschwunden. — Vielleicht hingst du schon lange, lange nicht mehr an meiner Hand, eh' ich dich mißte, eh' ich recht wußte, daß ich allein war. Allein! großer Gott, ich allein! Ein schreckliches Wort — allein! — O wie betrübt bin ich! wie sehr betrübt! und am meisten, daß wir einen so schnellen Tod starben. Wir beten:

für einen bösen schnellen Tod
Behüt' uns, lieber Herr Gott!

Ich habe bis hieher geglaubt, es sei gut, schnell sterben, wenn es nur nicht ein böser Tod ist; allein ein schneller, dünkt mich jetzt, ist immer ein böser! Leib und Seele, denk' ich, wissen nicht, wo sie geblieben, wenn es zu schnell geht, so wie ich von dir nichts wußte. — Mir ist so, mein Lieber, als wenn dieser Brief der letzte sei, den du, eh' ich sterbe, von mir lesen wirst; der letzte, dünkt mich, ohne zu wissen, warum? Diese Ahnung fährt mir kalt durch alle Glieder und läßt ein Zittern und Beben zurück, daß ich die Feder nicht halten kann, auch die Gedanken nicht. — Lieber Junge! wie kann mir so was ahnen? Ich bin noch nie ohnmächtig gewesen, allein, wenn dieser ganze Brief nicht schon eine wirkliche Ohnmacht ist — so ist mir so, als sei eine in der Nähe. — Unser Briefplan, Lieber! wird eine Abänderung leiden. Benjamin kann dir mündlich die Ursachen sagen. Es sind ihrer viel. Benjamin ist mein Bruder; mein Geliebter, mach' ihn, wenn er dir diesen Brief abgiebt, zu deinem

Vertrauten. Weiß' ihn dazu ein, damit es Eindruck bei ihm mache! Von Benjamin erwart' ich deinen Entschluß, und da ich deine letzten Worte bis in den Tod vergessen habe, schreib mir andere letzte, im Fall du die ersten letzten selbst vergessen hast — und hast du keine Gelegenheit zu schreiben, lehre sie dem Benjamin auswendig, damit er sie mir ja unverfehrt überbringe und sie mir eine Feuersäule werden und eine Wolkenäule, je nachdem ich's bedarf. Bald zittere ich, bald wüthet ein mächtiges Feuer in mir. Sommer und Winter, dicke Nacht und Sommermittag! Das ist wohl die Liebe, Herzensjunge, sonst wüßst' ich nicht, was es sein könnte. O Junge! wie sehn' ich mich nach deinem: zu guterlezt, zu guterlezt! Ich hänge noch an einem deiner Blicke, ich weiß aber nicht, ob es der letzte war. So hing ich nie an deinem Munde, so fest nie, als an diesem Blick! Was ist aber in deinem Auge? Schwermuth, tiefe Schwermuth? Um wen trauerst du, Lieber? um wen? — Kannst du um wen anders trauern, als um deine Mine? Ist sie todt, deine Mine? Hat sie ausgekämpft den schweren Kampf, den letzten? — Mir liegt der Spruch so tief in der Seele: sei getreu bis in den Tod, so will ich dir die Krone des Lebens geben. — Liebe und Andacht, pflegtest du zu sagen, sind zwei Lieder auf eine Melodie. Ist denn die Liebe nicht, wie die Seele ewig? Ich weiß nicht, was ich schreibe, du wirst es aber wissen, was ich schreiben wollte. Ich weiß nichts, nichts mehr, als daß ich dich liebe und dich lieben werde im Glück und im Unglück, im Leben und im Sterben, bis vor Gottes Angesicht! Ich leb' und sterbe dein. — Ich weiß nicht, wie mir ist! Der Tod wird uns nicht scheiden. Wir sind und bleiben eins. — Der Tod nicht? Was ich schreibe! Sind wir nicht schon geschieden? bist du nicht fort? Und wenn ich stürbe, wer wird mir das Auge zudrücken, das

nach dir noch starr offen stehen wird? Sonst hat es nach nichts zu sehen in diesem Jammerthal, nach Vater nicht, nach Mutter nicht, nach der ganzen Welt nicht. Du würdest es mit einem sanften Kuß schließen, wie die Abendluft eine Lilie! — das würdest du, mein Einziger, wenn du geliebt wärst. Ich würd' in deinem Arm sterben, wenn du geliebt wärst. — O wie mir ist! Verzeih', Geliebter! ich weiß nicht, was ich schreibe — und werfe Blicke hin und her auf diesen Brief, und fast möcht' ich ihn zurückhalten, wenn ich nicht schreiben müßte des guterlezt und des neuen Vorschlags wegen. Schreib mir doch, was dir ahnt, und Gott sei mit seiner Gnade bei und über dir!"

* * *

Ich hatte diesen Brief nicht ohne die heißesten Thränen lesen können. Mein Herz schlug ihm entgegen. Ich wollte, ich mußte schreiben. Benjamin schickte ich fort und trug ihn auf, draußen darüber zu wachen, daß mich Niemand störe. Dann setzte ich mich an meinen Tisch. Mir war, als schriebe ich ein Todesurtheil, als schriebe ich mit Blut — so angst und bang! und dann wieder so vergnügt um's Herz, daß das Blut über und über stürzte! Und dann wieder so sanft als im Junius, wenn es geregnet und jede Blume wonnetrunken ist und sich noch auf ihrem Rücken für den schwülen Mittag des künftigen Tages einen großen, großen Tropfen aufgespart hat! — Ich weiß nicht, was eigentlich mit mir vorging. Nur das weiß ich, daß Benjamin einigemal zu mir kam, eifertig, um seinen Wachtposten, auf den ich ihn gestellt, nicht kalt werden zu lassen, und mich in seine Arme nahm und mir die Arme küßte; meine Thränen waren ihm zu heilig, um ihren Lauf zu hemmen, um sie mit den sei-

nigen zu mischen. — „Kein Wasser“ — sagt' er — „zu diesem Wein!“ — der gute, gute Benjamin! Und dann fing er wieder an: „Ich werd' ihr Alles sagen! Alles!“ Ich brach die Hände, daß es ihn rührte. „Warum ringst du?“ — fragte er. — „Dieß Ringen zu dem Allmächtigen ist Sorge um sie! Mehr sag' ihr nicht, Benjamin, mehr nicht von diesem zu guter Letzt, als was sie tragen kann.“ —

Wir waren beide sehr bewegt. Ich billigte den Plan, ohn' ihn viel zu überdenken; denn wie konnt' ich das? Benjamin wäre nicht die Nacht geblieben, um Alles nicht. Warum? Das sollten meine Leser rathen. Seines durch ihn beschämten Vaters halben? Nein, geliebtester Leser! Nein! — Minens wegen. Mehr brauch't ich nicht zum Beweise, daß er meines vollen Vertrauens werth sei.

„Bleib Minen gut“ — sagte er, als ich ihm die Hand zum Abschied reichte.

„Ich bitt' dich! Benjamin, Bruder! ich bin ihr näher als du!“ —

„Sie ist dir schrecklich gut, Alexander, schrecklich! — Es ist ihr eigener Ausdruck.“ —

„Ich ihr auch — schrecklich, Bruder!“ —

„Schrecklich, das heißt: Euer Ziel ist noch fern!“ — bemerkte er mit kummervoll theilnehmendem Blick.

„Das heißt, wir haben noch viele Berge zu steigen, viele! Grausam aber soll, wie ich zu Gott hoffe, unsere Liebe nie werden, das heißt hoch eifersüchtig. Ganz ohne Eifersucht ist keine Liebe.“

„Könntest du Minens wegen eifersüchtig sein?“ — fragte Benjamin erstaunt. —

„O Bruder, was ist die Liebe? — Ruhm, Reichthum und andere Narrenspoffen gehen alle durch Menschenhände. Ich fühl's, Bruder! Die Lieb' allein kommt aus der Hand

der Natur. Sie ist wie frisches, rohes Obst; alles andere ist gekocht und gebraten! Bruder! Bruder! ich gehöre Minen, ganz und gar gehör' ich ihr! ihr! Und wenn sie mich zurückgeben wollte! O Gott, wie unglücklich — reich würd' ich sein! verdammt, verflucht reich; ich verlange mich nicht! — Wie gut bin ich bei ihr aufgehoben — bei ihr wie gut versorgt!“ —

„Fass' dich, Bruder, sonst sinkst du nieder“ — sagte der gute Benjamin, da er mich wanken sah; — „fass' dich“ —

„Laß' mich nicht mich fassen! ich bitt', ich beschwöre dich! laß es mich nicht! Fassen ist gut, sich nicht fassen, ist auch gut. Kann sich die Liebe fassen? Ich glaube, man liebt nicht mehr, wenn man — sich faßt. — O Bruder, das Menschengeschlecht wird nicht aussterben; allein die Liebe liegt in den letzten Zügen, die rechte Liebe, die rechte! — O Liebe! Liebe! du bist stark! — singt meine Mutter.“ —

„Gott helf' meiner Schwester die ihrige tragen!“ —

„Ja, Gott helf' ihr! — Gieb du ihr auch die Hand, Benjamin, wenn sie sie nöthig hat. — Greift sie nach beiden, gieb ihr beide. — Du bist links, ehrlicher Junge, gieb ihr deine Arme! Stütze sie! — O Jammer, daß du bei deinem Meister so weit von ihr entfernt bist! Wenn sie so ist, wie sie war, da sie den Brief schrieb, den du brachtest — den himmlischen Brief! O Bruder! hilf ihr! hilf ihr!“ —

„Gott helfe mir, um ihr zu helfen!“ — sagte Benjamin weinend.

„Weine nicht, Benjamin! — weine mit ihr, wenn sie verzweifelt die Hände ringt; wenn sie verzagt, sag' ihr, sag' ihr mit Ueberzeugung, als ob du Gott und als ob du mich vor dir sähest, daß Gott im Himmel und ich in der Welt bin. — Ich reise in die Nachbarschaft, es ist festgesetzt,

daß ich in Königsberg studire. — Sterb' ich! — sterb' ich — o Benjamin! Benjamin! — sag' ihr, daß ich als ihr Mann gestorben! — Ich vermache dir Minen! — ich vermache sie dem lieben Gott, der erquickte sie, wenn sie mühselig und beladen ist. — Das ist mein letztes Gebet, mein letzter Seufzer!"

Wir umarmten uns. — Und nach einer Pause sagte Benjamin: „Höre, Alexander, — ich fürchte, die Liebe wird dich im Studiren stören.“

„Recht, Bruder! sie wird's, und ich werde kein so großer Kunststuderer werden; allein ein herzlicher werd' ich sein; ich werd' aus jedem Buche — lieben lernen. Weiß Gott, wie's zugeht; allein wer nicht liebt, sieht durch's Glas, durch's Fenster; wer liebt, sieht mit eignen Augen! durch und durch mit Leib und Seele! — Sieh, Benjamin, heutzutag ist unsere Liebe mehr geistig geworden, und Geist mit Geist kommt in die Verwandtschaft. Sorge nicht für mich, Bruder, Sorge nur für Mine! — Sag' ihr Alles, Alles, und bitte sie, daß sie mir treulich ein Tagebuch halte und Auszüge hiedon alle Vierteljahre übersende. Es bleibt bei der Anordnung, es bleibt ganz dabei! Ein Brief von meiner Mine wird mir ihr Widerschein sein. Grüß' sie tausend-, tausendmal!“ —

Ich schäme mich, das weiß Gott! es niederzuschreiben, Benjamin in diesem Augenblick unseres innigen Abschieds gefragt zu haben, ob er Geld brauche? Seine Antwort war Nein, und zwar ein solches Nein, daß ich kein Wort mehr daran wagen durfte und vor seinen Augen mein Geld wieder einsteckte.

„Warum trägst du denn Geld in der Tasche los?“ — fuhr er fort, und ich freute mich, daß er wieder lächeln konnte.

„Das weiß ich selbst nicht!“ — war meine Antwort. — Es war dieses ein Gebrauch, den ich an Kindesstatt angenommen hatte; und noch trag' ich mein alltägliches Geld, wie ein großer König den Tabak, in der Tasche. Ich hab' es in der Folge gefunden, daß sich sonst das Geld so sehr an den Beutel gewöhnt, daß es nicht heraus will, wenn gleich Menschen da sind, die es zu fordern befugt sind. Das Geld ist kein seidenes Netz, kein Schließchen werth! Wer erst loswinden und aufschließen muß, findet gemeinhin die nämliche Schwierigkeit beim Herzen.

Benjamin brach auf und ich gab ihm noch einen heißen Kuß für Mienen mit. Er ritt, ohne Abschied von seinem Vater zu nehmen, davon. — —

Mein Reisegefährte und ich gingen zu Bett, als wenn wir wirklich schon unsern Stab in ein fremdes Land gesetzt hätten. Er merkte nichts von meiner Herzensbewegung und nach wenigen, gleichgültigen Reisesfragen gingen wir beide — ich todmüde — zu Bett.

Als wir den andern Tag früh^heraus kamen und endlich fort wollten, erklärte Herr von Geldern der Vater, große Reisen müsse man immer Nachmittags, Tagereisen des Morgens anfangen.

Wir gingen zum Kaffee vor's Haus in den Garten.

In seinen Ermahnungen an den Herrn Sohn war er sehr kurz. Er rieth ihm, nach Anleitung meines Vaters irgend welche lebendige Thiere zu halten. Sein theurer Herr Sohn hatte schon wegen des „S a t a n s“, den er gern mitgenommen hätte, eine abschlägige Antwort erhalten, und war also seine etwas störrische Frage sehr natürlich: „Was für Thiere?“

Der junge Herr von Geldern hielt nämlich den Hund für ein Compendium aller nützlichen Thiere.

„Hühner, zum Beispiel“ — antwortete der Alte seinem Sohne. — „Alles, was Odem und Leben hat, zieht an; die Sympathie hat in Odem ihren Hauptsitz. Im Odem ist Leben und Tod. — Ich rathe dir bei Hühnern und Tauben zu bleiben.“ — Er war selbst ein großer Freund dieser Thierlein. — „Der Satan würde dich zur Jagd verführen, ob er gleich auch Odem hat und mit dir sympathisirt; — auf der Akademie keine Jagdhunde! — In Polen halten sich einige Familien ein paar Hunde, um die Teller zur zweiten, dritten und vierten Schüssel stehenden Fußes rein lecken zu lassen. — Das wirst du nicht nöthig haben. Die Reinlichkeit hat man überall umsonst. — Kannst du aber Hühner und Tauben haben“ — fuhr er nach kurzem Besinnen fort — „und hat der Wirth, bei dem ihr logiren wollt, ein Gärtchen beim Hause, verdopple die Miethe. — Jeder Mensch muß gewisse Zeiten in seinem Leben haben, wo er zu Hause bleibt. Laß dir den Vorfall mit deiner Braut, der lieben Kleinen, zur Lehre dienen — und thue der Jagd einen Poffen und schieß' und heß' in drei Jahren nicht. — Vergest nie (sein Blick traf uns beide), daß ihr aus einem freien Lande seid. — Die Monarchie hat viel Verführerisches; allein sie versäuert das Herz, sie nimmt Seele und Gewissen in Beschlag. — Ein Monarch! ja, was so ein Herr nicht Alles thut! Wunder über Wunder! — Es ist aber auch darnach. Der Pastor, Ihr Vater (Herr von Geldern der ältere wandte sich zu mir), wird mich nie, nie dahin bringen, in dieser Rücksicht etwas Anderes zu wünschen, als daß Gott der Herr Kurland womöglich noch unabhängiger mache, als es jetzt, Gott sei Lob und Preis, schon ist! — Je unabhängiger, desto mehr Gott ähnlicher. Ich hab' einen Franzosen gekannt, der von Kurland sagte: „Das elendeste Land, das ich kenne! Man kann im Sommer nicht seinen Winterrock

versehen. Das Wetter wechselt wunderbar.“ — Du guter Schlucker! Ich will dir dein Land und deinen allerchristlichsten König lassen. Gott ehre mir mein schlecht und rechtes Haus, wo manche priesterliche Schwalbe nistet!“ — Er wies hinauf auf's Gefims des Schlosses, wo eben eine zwitscherte. „Du sollst so viel Freiheit haben, wie ich, gutes Ding, wohl-ehrwürdiger Vogel! Seht nur, Kinder, wie die mich da oben ansieht! Ich kann den Schwalben nichts nachsagen, und außer dem Umstande, daß sie den Tobias blind gemacht, — weiß ich nichts Böses von ihnen!“ — Nach einer Pause fuhr er fort: „Preußen hat einen geborenen König, dem man nicht ein X für ein U machen kann, der königliche Gaben hat; und es ist mir ordentlich bange, daß er Euch die Monarchie in einem zu vortheilhaften Lichte zeigen werde. — Nun — prüfet Alles, und das Gute behaltet. Eine Schwalbe macht keinen Sommer!“ —

„Die Monarchen sollten nur angeloben, zu hören, ich meine physisch zu hören; allein thun sie es? Sie haben keinem Rechenchaft zu geben, als dem lieben Gott in der andern Welt und den Poeten und Geschichtschreibern in dieser. Die letzteren aber haben nicht auf's Recht geschworen und nehmen Geschenke an, und mit dem lieben Gott hat's Zeit genug, daß sie ihn im Titel und Rang lassen! Kommt Zeit, kommt Rath!“ —

Herr von Geldern der ältere hielt diese Anrede mit einer unaussprechlichen Wärme. Er schien im Ernst zu fürchten, wir würden uns in Preußen werben lassen und Königliche werden.

Noch muß ich bemerken, daß er sich während der Zeit, da er also Kurland pries, auf's grüne Gras geworfen hatte, als wenn er der freien Erde seinen Dank ablegen und sie

umarmen, umfassen wollte. — Es schien, da er geendigt hatte, als besorgt' er, nicht aufstehen zu können.

Dies bewog den „alten Herrn“, ihm unter den Arm zu greifen; allein Herr Hermann kam bei'm Herrn von Geldern jederzeit zu kurz, er mocht' es anlegen, wie er's wollte. Es riß Herr von Geldern den allezeit dienstfertigen Hermann auf Gottes Erdboden. Da lag mein „Schwiegervater“ so lang er war. Herr von Geldern stand auf, so frisch, als ein Jüngling von fünfzehn Jahren. Es war bei diesem Niederriß nicht Gewaltthätigkeit, sondern nur Stärke. Es war in der That schön anzusehen! —

Den Abschied sollten wir durchaus im freien nehmen! — „Er verstiegt eher“ — sagte Herr von Geldern. „Wollte Gott, wir könnten auch so den letzten Abschied nehmen und im freien sterben! Und warum sollten wir es nicht? Wo ist uns am meisten Gutes geschehen? Der Geist sucht das freie und wird auch in jenem Leben nicht wohnen in einem Hause mit Menschenhänden gemacht. Der Tod würde nur halb so schwer sein. Wahrlich, der Mensch entzieht sich zu sehr Luft und zieht eben dadurch seinem Leibe und seiner Seele eine Art von Stockung zu. Ward unser Geist denn nicht, wenn er das freie suchte, schon oft entzündt, obgleich ihn der Leib wie ein Bleigewicht zur Erde zog?“ —

Die Frau von Geldern hatte noch viel auf ihrem Herzen, indessen empfahl sie ihrem Sohne, das Alter zu ehren; und es macht' ihr viele Mühe, die Sache endlich zu drehen, wohin sie sie wollte. Sie sagte, daß sie für einen alten Baum, für einen alten Mann (an eine alte Frau dachte sie nicht) und für eine alte Familie große Hochachtung hätte. „Ein neuer Edelmann“ — setzte sie, um es noch eindrücklicher zu machen, hinzu — „ist ein Baum, der noch nicht die Blättern gehabt, der noch nicht oculirt ist.“ — Weiter ließ sie ihr

Gemahl nicht; „das paßt“ — sagte er — „wie die Faust auf's Auge und in Wahrheit, du weißt nicht, was du redest.“ —

Von der Frau von Weesen erhielt ich einen Blick — von ihrer liebenswürdigen Tochter ein Lächeln. „Leben Sie wohl und glücklich!“ — sagte die Mutter; — „und glücklich!“ — halfte die liebe Kleine nach. — Die Worte fielen auf den Junker Gotthard, allein das Auge auf mich.

Ich weiß nicht, wer auf den Gedanken kam, daß mein Reisegefährte seiner kleinen Braut einen Kuß geben sollte. „Ihrem Retter auch einen“ — sagte der alte Geldern, und Frau von Weesen, als wenn sie darauf gewartet hätte, fügte hinzu: „freilich, kleine Undankbare, das solltest du von selbst thun!“ — Ich nahm mich sehr ungeschickt dabei. Die arme Kleine ward roth, über und über roth; — und da ich mich zum letztenmal gegen sie beugte, trat ihr eine Thräne in ihr blaues schönes Auge, welches so durchschimmerte, wie ein Veilchen durch ein Thautröpfchen. — Gott segne die gute Frau von Weesen und ihre Tochter, dachte ich, und den Herrn von Geldern, der mir zum Kuß verhalf und zu der schönen Thräne!

Jetzt war die Reihe des Abschiednehmens an dem Herrn von Weesen und dem Herrn Hermann. Ich hatte schon einigemal mich an den Herrn von Weesen gewendet, allein er hatte es sehr höflich verboten, weil es — wie er sich auszudrücken gefälligst liebte — „noch nicht an ihm wäre“.

Endlich umarmte er meinen Reisegefährten und that mir, wiewohl mit steifem Arm, eine gleiche Ehre an. — Hierbei machte er (weil es eine Abschiedsumarmung war) ein griesgrämiges Leichenbittergeſicht und zwar bei meiner Umarmung weniger, bei der des jungen Herrn von Geldern mehr.

Der alte Geldern sagte lachend: „Herr Bruder, du siehst ja aus, als ob du vom verbotenen Baum gegessen hättest!“ —

„Laß mich“ — antwortete dieser und that so peinlich, als verlöre er ein Glied vom Finger.

„Es ist“ — fing er, an Junker Gotthard gewendet, an — „es ist“ — er unterbrach sich wieder mit einem tiefen Seufzer! „Es ist mein Herr Schwiegersohn“ — brach er endlich heraus — „und die heißesten Wünsche, daß der große Gott ihn auf seinen Reisen begleiten, seine Studien zu seiner Ehre und des Vaterlandes Nutzen segnen und ihn zu seiner Zeit in die Arme seiner kleinen Braut gesund zurückbringen wolle! — das, das ist ein Theil, der kleinste, von der Empfindung“ —

„Zieh ein Paar weiße Handschuhe an“ — sagte Herr von Geldern; — „solch eine Rede verdient es!“

Dieser Eingriff war sehr erwünscht, um den Herrn von Weesen, der viel zu leiden schien, zurechtzubringen. Mir konnte er nichts mehr sagen, als Dank! und tausend Dank! — Sein Compliment war noch nicht ausgefnetet.

Der alte Herr drängte sich vor, um mich vor aller Augen zu küssen. Ich litt es ganz ehrlich, ich entzog ihm nichts.

Herr von Geldern sah mich dabei an, und sein Blick wollte in Beziehung auf meinen herzlichen Abschied vom „alten Herrn“ sagen: „Junger Mensch, dir fehlt Erfahrung! Man sieht's; sonst würdest du den Hermann nicht küssen, den ich eben nur körperlich zur Erde riß; mit seiner Seele mache ich's alle Augenblicke so.“ — Der gute Herr von Geldern irrte diesmal mit seiner Vermuthung. — Zwar hatte er, wie meine Leser so gut wissen als ich, einen so naturfindenden umfassenden Blick, daß er aus diesem Abschiede hätte wissen können und sollen, Hermann habe

eine Tochter, deren Freund, deren Seelenmann ich sei; — allein diesmal fand er nicht den rechten Weg.

Die Pferde, die schon vor der Thüre waren, wurden unruhig. Der Junker Gotthard mahnte mich einzusteigen. Er war selbst wie ein Jäger ausstaffirt, als ob er auf eine weite Jagd sich begeben sollte, obwohl der Vater ihm den „Satan“ abgeschlagen und die Jagd wohlmeinend widerathen hatte. Seht da einen Originalzug von Kurland, dem selbst Herr von Geldern der ältere nicht ausweichen wollte und konnte: — die grüne Farbe ist dort allezeit Crumpf! —

Herr von Weesen schlug eine Begleitung aus Höflichkeit vor; allein Herr von Geldern verbat sie sich nachdrücklich. Es blieb Alles so lange stehen, als man uns sehen konnte, und da wollte ich wetten, Herr von Weesen noch ein wenig länger. — —

Sobald wir ihrem Nachblick entfahren waren, küßte mich mein Reisegefährte von freien Stücken herzlich. — „Wir wollen uns einander Alles sein — Vater und Mutter“ — sagte er. — Ich senfzte; denn ich dachte an München.

Wir langten in der Haupt- und Residenzstadt Mitau an, um hier mit einem Königsberg'schen Fuhrmann (man nennt dergleichen Leute Riga'sche Fuhrleute) die Fahrt bis Königsberg zu verabreden. — Ich fand in dem Fuhrmann und seinem Untergebenen ein Paar so gesunde und starke Menschen, daß ich wohl einsah, wie man auch im monarchischen Staat, der Ermahnung des Neuhoß'schen auf dem kurischen Grafe unerachtet, seinen stattlichen Schritt haben, gerade aussehen und sich wohlbefinden könne. — Ich konnte nicht aufhören, diese deutschen Menschen zu fragen und sie anzusehen, so daß ich die Haupt- und Residenzstadt Mitau darüber vergaß, die am Ende auch nur zur Johanniszeit unter die sichtbaren gehört und gewiß unter den sichtbaren

nicht die vornehmste ist. Um Johanni ist eine allgemeine Wallfahrt nach Mitau; dann läßt der Edelmann, in Begleitung eines Theils Bauern, die Eßwaaren und sogar Möbeln an diesen Johannisornt nachbringen. Dem Vorreiter ist auf dem linken Arm ein Silberblech aufgenäht, worauf das hochadlige Wappen steht, um — Mitau Ehre zu machen.

Ich hatte mir, die Wahrheit zu sagen, einen zu großen Begriff von Mitau gemacht, woran meine Mutter zum größten Theil Schuld war. Sie würde es mir sehr verdacht haben, daß die anschauende Erkenntniß meinen Begriff von Mitau so sehr herabgestimmt. „Wohnet denn“ — würde ohne Integralrechnung ihre Bemerkung gelautet haben — „wohnet denn nicht der Herr Superintendent hier?“

Mein Reisegefährte war im „Mittelpunkt“ seines kurischen Landes und konnte nicht aufhören zu sehen. Mitau schien ihm die Hauptstadt der Welt, — obgleich es nicht Johanni war. Die Residenz ist für jeden Edelmann wie ein Treibhaus im kalten Klima. So wie's Arzneien giebt, die nur durch das heilige himmlische Feuer der Sonne gekocht, gebleicht und getrocknet werden können, so ist auch die Residenz die Einsonnung für den baltischen Edelmann. „Was ist denn“ — fing ich an — „in Mitau?“ „Ah!“ — erwiderte er — „man muß es zu Johanni sehen!“ — „Dann ist's wohl illuminirt?“ — erwiderte ich; — „und wenn die Lichter ausgebrannt sind, was ist's dann? — Kennst du ein Johannismwürmchen?“ — fragte ich weiter. — „Es ist ein Würmchen, grünlich auf dem Bauch. Hier hat es auch ein kleines Bläschen, welches einen grünlich hellen Glanz wirft; sobald dieß Bläschen sich einzieht — weg ist ihr Glanz. Die Existenz dieses Würmchens währt nur einige Sommernächte. Mitau scheint so ein Würmchen!“ — Mein Reisegefährte lachte. Ich mochte nun denken, daß der Superintendent in

Mitau sei oder nicht, so war es mir doch so, als ob ich nicht in Kurland, sondern da zu Hause gehöre, wo man „früher Spargel ißt, eine Pfeife in der freien Luft raucht, den Wein bei der Quelle hat und lange Manschetten trägt“. Kein Wunder also, daß Mitau nicht meine Residenz war. In Kurland gehörte ich in unserm Pastorat und auf dem Gute des Herrn von Geldern zu Hause. Ueberhaupt scheinen die Kurländer zu keiner Stadt Lust und Liebe zu haben. Sie gehören auf's Land, wo sie auch GeschmacK anzubringen wissen. Sie sind gestiefelt und gespornt; und es läßt keinem Kurländer, wenn gleich er sich in Unkosten setzt, Schuhe und Strümpfe anzulegen. Sie sind geborene Cavalleristen. Wenn sie gepuht sind, muß es ihr Pferd auch sein. Ich habe allerliebste Reit- und Jagdkleider in Kurland gesehen und die Mitgabe meines Reisegefährten kann hier zum Beleg dienen.

Unsere Preußen verzögerten uns beinahe zwei Tage, ehe wir endlich die kurlische Residenz verließen. Das herzogliche Schloß, das wir besahen, hat so wenig Verhältniß zu dem übrigen Theil der Stadt, als das Mitau'sche Pflaster zur Regelmäßigkeit und Ordnung. In Wahrheit, wenn man die Nation beschreiben wollte, müßte man Mitau beschreiben. Ich fiel auf den Gedanken, indem ich dieß niederschrieb, ob nicht jede Residenz das Land im verjüngten Maßstabe sei; allein ich habe mich geirrt. Es giebt so viel Ausnahmen, so viel ungerathene Söhne bei dieser Regel, daß die Regel selbst den Mutternamen Regel nicht verdient.

Unter dem Alltäglichen, was bei unserer Reise vorkam, fielen mir die armen Menschen auf, die an Hecken sitzen und den Reisenden die Pforten öffnen. In Wahrheit, dachte ich, das können nicht Alles Leute von niedriger Geburt sein. Ich sah in einem dergleichen Diogeneshäuschen an der Hecke

einen alten Mann, der einen so vortrefflichen Kopf hatte! Das hätte wenigstens ein Literatus sein können. Und wo anders sah ich ein armes krankes Weib, das in der größten Behendigkeit aus ihrer Behausung kam und Hand an's Werk legen wollte; allein krämpfige Zufälle lähmten ihr stehenden Fußes die Hand. Es war rührend anzusehen. Die Preußen wollten ihr keinen Schilling geben, weil sie ein altes Weib war und der Krämpfe wegen die Heckenpforte nicht ganz öffnen konnte; ich entschädigte sie zwar, allein ich mußte die Entschädigung auf Gottes Acker, auf die Erde, werfen. Nicht einmal Geld konnte sie halten. Dafür ward ich im Wagen ausgelacht! —

Ich hatte, um mir eine Bewegung zu machen, den Wagen verlassen, weil's langsam bergauf ging. Hiezu kam noch eine dankbare Empfindung gegen mein „freies Vaterland“, die ich unmöglich sitzend aushalten konnte. Ich sah die Grenzscheidung und, da ich eben einen grünen Platz fand, beredete ich meinen Gefährten — „Kurland noch einmal zu umarmen“. Wir legten uns hin, so lang wir waren. — Der Wagen fuhr langsam weiter, so unvermerkt, wie aus einer Monarchie Despotismus wird, wenn sie es nicht schon an sich ist, worüber die Gelehrten noch uneins sind.

Lebe denn wohl, herzlich geliebtes Vaterland! Ich danke dem Himmel, daß dein freier Boden das erste war, was mein Fuß betrat. Das fühlte ich, daß er noch — noch frei war! — Natur und freier Staat sind Geschwisterkind und vertragen sich wie Kinder. Das fühlte ich lebhaft auf dem grünen freien Platz, wo wir lagen, um von unserem Vaterlande Abschied zu nehmen. — Der Mensch ist zum Scheiden geboren. Sterben lernen und philosophiren ist von jeher für einerlei gehalten worden; denn in Wahrheit, diese Welt ist entweder ein Vorbereitungsort, oder wir sind die elendesten

unter allen Geschöpfen! Drum nehme ich so gern Abschied, besonders auf die Art, wie damals vom Vaterlande, auf dem schönen grünen Waldplatze. Noch, wo ich grün sehe, kommt mir's vor, als sähe ich Freiheit. Im monarchischen Staate wächst, was noch in die Höhe schießt, wie eine Bohne an der Stange. Ein Königscher, ein Unterthan, ist ein zahmes Thier, das aus der Hand frisst und nicht weiß, was es erst thun soll, ob fressen oder die Hand küssen? Sagt nicht, ihr Königschen: „Im freien Staat ist wenigstens eben so viel Sklaverei als Freiheit.“ — Dieß hat mich Herr von Geldern besser gelehrt. Wo Weizen wächst, wächst auch Unkraut, und je besser der Boden, desto besser schießt beides hervor. Ich nehme aber doch lieber guten Boden als dürrer!

So lebe denn wohl, herzlich geliebtes Vaterland! Du hast mich gelehrt, die Freiheit schätzen, obgleich du selbst bei weitem noch nicht frei genug bist, sondern dich zu Polen verhältst, wie ein Aufschlag zum Kleide.

Meine Empfindungen wurden den Preußen, dem Fuhrmann und seinem Untergebenen, offenbar zu lange. Sie gaben mir zu verstehen, daß hier wieder guter Weg sei, wo der Wagen ohne Noth aufgehalten würde; und daß schon Stellen vorfallen würden, wo ich Gelegenheit haben würde, mich — zur Ruhe zu begeben.

So berechtigt diese Aufforderung war, so verdroß mich doch dieses Commando; und ich konnte nicht umhin zu fragen, ob sie Soldaten wären? Ich hätte doch gehört, daß Alles in Preußen, was einen stattlichen Schritt hätte, gerade ausföh' und sich wohlbefände, Soldat werden müsse; daher auch zärtliche Mütter daselbst Gott auf Knien danken sollen, sobald sie aus dem Wochenbette auf die Füße kämen, wenn er sie einen Krüppel auf die Welt zu bringen gewürdigt, weil dieser allein das Recht hätte, eine Stütze der Familie

zu werden. — „Herr!“ — sagten die Preußen — „wer Ihnen das gesagt hat, ist ein Hundsfott!“ — „Beim höchstseligen Herrn“ — fügte beruhigend der ältere Fuhrmann hinzu — „ging's zuweilen in diesem Stück bunt über Eck; — und da konnte man manches nicht spitz genug kriegen. Gott laß ihn höchstselig ruhen! Der alte Fritz, — unser jetziger Herr“ — sie zogen ihre aufgefrempten Hüte ab — „braucht Fuhrleute und Generale; — und es thut in Preußen nichts, ob man einen Orden oder eine Peitsche umhängen hat.“ — Sie hatten ihre Peitschen wirklich auf Ordensart! — „Wer dem Herrn die Abgaben giebt, ist ihm angenehm, sowie dem lieben Gott, wer recht thut; und wenn die Soldaten zur Revue sind — verstehen Sie mich, junger Herr Kurländer — so bin ich während der Zeit Major von der Cavallerie, und dieser, mein Schwestersohn, ist Junker; und ich versichere den Herrn, daß wir unsern Säbel führen (er machte Luftstreiche und der Junker gleichfalls) wie Einer.“ —

Es fiel mir eben, da die preussische Grenze anfing, eine große Eiche in's Auge, die sich nicht um das, was unter ihr war, bekümmerte. Sie hatte sogar nach unten hin keine Schattenäste für ihre Unterthanen. Stolz wuchs sie gen Himmel, und ich hatte Mühe, ihren Gipfel mit dem Auge zu erreichen. — „Sieh da einen Monarchen!“ — sagte ich zum Junker Gotthard; und er verstand die Eiche und mich auf ein Haar.

Unsere tapferen Preußen waren in Folge unserer Begeisterung für Preußen so sehr von allem Eifer zurückgebracht, daß sie uns herzlich versicherten, die Fuhrleute und Studenten in Königsberg wären wie Schwäger und Freunde! — Sie bewiesen uns ihre aufrichtige schwägerliche Verwandtschaft zunächst dadurch, daß sie den folgenden Tag

schon um drei Uhr Nachmittags Halt machten, wodurch ich Zeit und Raum gewann, eine Leichenbestattung zu hören und zu sehen. Wir waren nämlich eben im Begriff, in einem kleinen Grenzdorfe Mittag zu machen, da die Glocke gezogen ward. Ich verstand auf den ersten Anschlag, daß es Trauertöne werden sollten.

„Wer ist todt?“ — fragte ich den Hauswirth des Kruges. „Es ist ein Fremder, ein Unbekannter“ — erwiderte unser Wirth; — „Niemand weiß, wo er her ist. Unfehlbar hat er nicht nach Hause reichen können; denn man sieht ihm sein hohes Alter an. Er hat ein sehr gutes Aussehen. Weil man einige Gulden und eine Schreibtafel (beides hat der Pfarrer gleich an sich genommen) bei ihm gefunden, so wird er — mit einer Leichenpredigt begraben.“

„Gott!“ schrie ich — „das ist unser guter Alter!“ — „Alt ist er“ — sagte der kupfernasige Hauswirth ganz gelassen, nahm eine Prise Taback und zog sie sehr hoch in die Höhe.

Ich konnte nicht mehr; — ich will hin, ich will hin — und seine kalte starre Hand angreifen. Noch ist Segen Gottes darin. Ich wandt' mich zu unsern Fuhrleuten, um sie zu überreden, den Mittag und Abend in einem weg zu halten. — Abgemacht! — Der Junker Gotthard erkundigte sich nach Wild — und ich ging spornstreichs in die Kirche.

Eben hatte der Pfarrer den Text, den er zu der Leichenpredigt ausgesondert hatte, verlesen. Den Spruch hatte der Leichenprediger, wie ich später erfuhr, in der Schreibtafel des Seligen aufgeschrieben und dreimal unterstrichen gefunden, insbesondere die Worte: als die Unbekannten und doch bekannt, als die Sterbenden und siehe wir leben, als die Gezüchtigten und doch nicht getödtet, als die Traurigen, aber allezeit fröhlich, als die

Armen, aber die doch Viele reich machen, als die nichts inne haben und doch Alles haben.

Ein Thema pflegt bei den Geistlichen ein leeres Haus zu sein, wo man mancherlei und manches anschlagen kann, ein Nagel, an den man viel hängt; ich weiß nicht, ob man nicht auch in diesem Sinn sehr richtig sagen würde: man muß nicht zu viel an einen Nagel hängen. — Das Ziel, auf welches der Pastor loci es anlegte, war — „der Schein und das Sein des Christen.“ — Selbst meine Mutter hätte kein gereinteres Thema für eine Leichenpredigt finden können. Ich für mein Theil hatte alle Fassung nöthig, um mich zurückzuhalten. So bramte ich vor Begierde, den Sarg dieses Seligen aufzusprennen. Dem Pfarrer schien ich ein Meteor in dieser Dorfkirche, ein unverhoffter Gast. Er haspelte seine Predigt in höchster Eile ab. — „Es starb der Selige“ — so schloß die Predigt — „feines Lebens müd' und satt, mit der dringenden Bitte, ihm auf unserem Gottesacker ein Räumlein zu gönnen — bei frommer Christen Grab. — Uns Allen aber lehre der Herr unseres Lebens bei dieser Gelegenheit unser „Schein und Sein““ d. h. er lehrt uns wohl bedenken, daß wir nicht wissen, wann unser Stündlein kommt, daß unser Leben ein Ziel habe und wir davon müssen. So fällt aller Schein. Denn wenn der auswendige Mensch stirbt, fängt der inwendige zu leben an. Und was wahrhaft lebt und ewig leben bleibt, — das ist unser Sein!“ —

Als ich nach geschlossenem Leichengottesdienst zu unseren Fuhrleuten zurückgekehrt war, kam mein Reisegefährte eben von der Jagd und hatte drei Vögel erlegt, die wir uns braten ließen. Ich hatte noch nichts gegessen und er hatte sich weidmännlich ermüdet. Es schmeckte uns also herrlich!

Kaum hatten wir uns niedergesetzt, so kam auch der Pastor loci. Er habe nicht unterlassen können, sagte er, denjenigen, der heut ihm die Ehre gegeben sein Zuhörer zu sein, näher kennen zu lernen. Wir baten ihn zu bleiben, seine Kapuze abzulegen und mit unserer Mahlzeit vorlieb zu nehmen. Junker Gotthard erzählte, daß er die drei Vögel selbst geschossen habe. — „Eben drei?“ — sagte der Pastor und schien hierbei etwas besonderes zu finden. — „Der Mann einen Vogel!“ — beschloß ich. Aber der Pastor konnte nicht aufhören zu wiederholen: „eben drei!“ Bald sollte uns klar werden, was er meinte. Er entdeckte uns nämlich seine recht schlechte Verfassung und höchst kärgliche Besoldung. „In Kurland“ — sagte er — „sind meine Herren Amtsbrüder wie Edelleute! Nun — mögen sie doch! Wenn ich nur heuer einen besseren Fang hätte, wie vor'm Jahr!“ — Diesen Wunsch klärte der gute Mann uns durch die Erzählung auf, daß er vorzugsweise bei seinen Einnahmen auf den alle Jahr im Herbst stattfindenden Drosselfang angewiesen wäre; dieser sei ein Hauptaccidenz bei der Pfarre. Ohnfehlbar war dieß auch die Ursache, warum er beim Anblick der gebratenen Vögel, die ihm Drosseln zu sein schienen, so oft: „eben drei!“ sagte. Wir öffneten dem armen Pastor noch unsern Eßkorb, den uns Frau von Geldern reichlich gefüllt hatte. Unser Wein war ihm ein Labfal. Es mußte mir dieser ehrliche „Drosselpfarrer“ noch viel von den letzten Augenblicken des zur Ruhe Gebrachten erzählen. Trotz aller Herzensbewegung konnte ich mich doch nicht des Lachens enthalten, da er auch den heute Begrabenen einen rechten „Zugvogel“ nannte.

Da der Pastor hörte, daß wir auf die Akademie gingen, wünschte er uns noch tausend Glück und erzählte von seinen akademischen Jahren, von welchen er sich Alles haarklein zu

erinnern wußte, — wie das so oft bei alten Leuten geschieht, welche trefflich in die Ferne sehen und schlecht in die Nähe, d. h. von ihrer Jugend Alles ganz genau sich zu bestimmen wissen, wenig aber oder gar nichts von dem, was gestern oder ehegestern vorkam.

Nachdem er noch drei bis vier Gläser Wein getrunken und dabei uns seine Noth geklagt, daß er in dieser einsamen Gegend keinen Adjunctus — sei es auch nur zur Gesellschaft — habe finden können, kam seine schon gereifte, aber immerhin noch zierliche Tochter, um ihn zu einer Amtshandlung abzuholen. Ein Blick auf dieses Mägdelein schien es mir wahrscheinlich zu machen, daß er den Adjunctus auch aus väterlicher Fürsorge wünschte, nur daß sich keiner gefunden zu haben schien, der einen so überwiegenden Drosselgeschmack gehabt, um den hier ihm gebotenen Aussichten andere Vortheile aufzuopfern. Mit einem „vivat academia“ nahm unser Drosselpastor Abschied.

Wir legten uns bald darauf zu Bette, um einige Stunden zu schlafen. In der Nebenstube hörten wir jedoch einen so schrecklichen Streit, den unsere Fuhrleute, die von Mittag bis Abend gezecht hatten, erregten, daß an Schlafen nicht zu denken war. Ich wollte Vermittler sein; aber mein Reisegefährte verbat es dringend. Er meinte, es sei gefährlich, namentlich in einem Lande, wo ein Fuhrmann sich wie einen Major anzusehen wage und ein Pastor ein Drosselfänger sei. — „Was werden auch deine Worte gegen diese Ross' und Mäuler versfangen?“ —

Das Ungewitter nebenbei schien sich auch zu legen, stieg aber dann wieder auf. Ich schlief beim härtesten Schlag vor Ermüdung ein. Kann man doch selbst in einer Gesellschaft, in der Alles überlaut ist, auf einem Stuhl einschlafen und — wie süß!

Mein Genosse versicherte mich des folgenden Tages, daß er nach meinem Einschlafen noch zwei Stunden gewacht hätte — aus Furcht vor den Dingen, die da hätten kommen können.

Allein unser Fuhrmannsmajor und sein Junker waren mit den Wirthsleuten des Hauses an dem frühen Morgen so einig, daß man die letzteren nur bitten hörte: „Bald, — bald wieder vorzusprechen!“ — „Siehst du“ — sagte ich zu meinem Genossen — „wie schön es sich nach dem gestrigen Gewitter abgeföhlt hat!“ — „Der Teufel traue den Preußen!“ — beschloß er, als wir uns in den Wagen setzten und auf Königsberg zufuhren.



Siebentes Kapitel.

Studentenleben.

Endlich in Königsberg! Ein großer, weitläufiger Ort. — Ich fragte meine Fuhrleute, wo dieser und jener Professor wohne, der mir dem Namen nach bekannt war. „Das weiß Gott am besten,“ sagten sie.

Im sogenannten „Kneiphof“ gehört nämlich die Akademie zu der betreffenden Kirche. Die Kneiphof'sche Kirche ist der Dom und auch die akademische Kirche. Die zur Akademie gehörigen Gebäude sind in einer so vertrauten Nachbarschaft mit dieser Kirche, daß Alles wie Eins aussteht. Dieß ist eine Erklärung für jene Aeußerung des Fuhrmanns.

Wir stiegen für's Erste bei unserem „Major“ ab, der uns zwei Zimmer mit der Versicherung einräumte, daß wir sie so lange gebrauchen könnten, bis wir ein gutes Quartier bekommen würden. Er für sein Theil schlug' uns die Magistergasse im Kneiphofe vor, wo die meisten Studenten logiren — und der Name selbst schien ihm sehr angemessen. Es währte nicht drei Stunden, so waren drei Landsleute bei uns, welche die Sorge über sich nahmen, uns

ein Quartier „zum Küssen“, wie sie's nannten, „anzuangeln“. Dieß Wort war damals, so wie das Wort „fidel“, Universitätsparole.

Diese Nacht blieben wir bei unserm Fuhrmann. Den Morgen um neun Uhr kamen schon unsere fidelen Landsleute, verstärkt mit drei andern: das Quartier zum Küssen war angeangelt — und wir Burschen (um ganz akademisch zu sprechen) zogen vom „Pferdephilister“ aus.

„Ist es Hecht oder Barsch“ — fragt' ich — „was Sie uns angeangelt haben?“ — und sie lachten herzlich über eine so unakademische Frage.

Wir gingen unser Quartier besuchen, das uns über alle Maßen gefiel. Es hatte bisher ein Kurländer es bewohnt, der gerade heimreisen sollte.

Es ward verabredet, daß die „Landsmannschaft“ von dem Abziehenden und den Anziehenden bewirthet werden sollte. „Jeder“ — sagten die Ältesten und Vorsteher — „giebt sein Theil, und zwar der Abziehende allein so viel, als Ihr Anziehenden beide zusammen; — denn er kommt bald nach Canaan.“ — Damit meinten sie die gesegnete Heimath.

Um indessen diesen Schmaus mit Ehren zu geben, ward beschlossen, daß wir zuvor immatriculirt werden sollten.

Einer der Landsleute begleitete uns zu Sr. Spectabilität, wie man den Decan der facultäten nennt, zum Examen.

„Kurländer?“ — fanden Se. Spectabilität, der Decan der philosophischen facultät, für gut zu fragen, als wollten hochdieselben zugleich andeuten, daß das Examen darnach eingerichtet werden würde. Man hat dort überhaupt die Gewohnheit, Fremde entweder ganz und gar nicht oder höchstens nur sehr wenig zu examiniren. — Es sind ja, wie sich unser

ehrlicher Drosselpastor ausgedrückt haben würde, „Zugvögel“.

Se. Spectabilität schienen ohnedem überschwänglich lustig; denn, wie wir nach der Zeit erfuhren, waren sie die Nacht vorher Großvater geworden. — Der Herr Decan kam uns mit einem Mund voll Latein entgegen und erkundigte sich in dieser Sprache nach unserm Namen, Geburtsort und Alter. Ich antwortete sehr behende und, da das lateinische Gespräch bloß zum Spaß angehoben, von mir aber im Ernste fortgeführt wurde, so wollten Se. Spectabilität es durchaus nicht glauben, daß ich ein Kurländer wäre. — Das Examen, welches der Herr Decan nunmehr mit uns beiden anstellte, war im Grunde nur ein gelehrtes Colloquium, bei welchem er hier und da historische und philosophische Fragen an uns richtete, wobei mein Genosse meist stumm blieb und ich für ihn antworten mußte. Meist aber sprach der Professor Großvater selbst und entwickelte uns sehr gelehrt die damals in Königsberg gangbare Philosophie.

Nach Beschluß dieser Unterredung schrieb er uns einen Passirzettel, einen Freibrief, mit welchem wir uns bei Sr. Magnificenz zu melden hätten. Während der Ausfüllung dieses gedruckten Zettels wandte er sich zu mir. — „Sie“ — fing er an — „werden sich wohl der akademischen Laufbahn widmen?“

„Ich?“ — fragte ich etwas einfältig, weil ich ihn nur halb verstand.

„Nun — ich meine nur, der Herr von Geldern wohl nicht?“

„Ich auch nicht“ — erwiderte ich rasch.

Darauf machte er mir noch viele Complimente auf Rechnung meiner lieben Landsleute. Die Kurländer schienen seines ganzen Wohlgefollens sich zu erfreuen.

Der eine der Landsleute, der uns zu Sr. Spectabilität begleitet hatte, war auch während des Examens zugegen und die ganze Zeit über in Seelennoth gewesen. Es waren ihm Alles böhmische Wälder, was mich der Herr Decan gefragt hatte, bis auf Casimirus IV., König von Polen, welchen er par renommée kannte. Alles Uebrige war ihm dicke Finsterniß. Er erzählte mir beim Weggehen, daß er gefürchtet hätte, der Professor würd' ihn am Ende aus Höflichkeit ein Wörtchen mitfragen.

„Nun — und wenn auch?“ — sagt' ich.

„Bruder! — Deutsch, Latein und Griechisch — Alles war mir gleich unverständlich.“

Wegen der römischen zwölf Tafeln, auf welche Se. Spectabilität angespielt hatten, fragt' er mich im Vertrauen, wie der gute Professor auf „zwölf Tafeln“ gefallen wäre, da ihm doch nur zwei steinerne Tafeln bekannt wären? — und mußst' ich ihm erklären, daß Se. Spectabilität nicht von den Tafeln Moses geredet hätten.

Unser Begleiter begegnete mir seit dieser Prüfung mit einer ganz vorzüglichen Achtung. Beim Schmause sagte er der ganzen Landsmannschaft, was ich für ein Kerl wäre, und daß ich von zehn Tafeln mehr wüßte, als er bis heute gewußt hätte. Man versicherte mich, daß kein Kurländer seit Menschengedenken durch so viel Trübsal des Examens in das akademische Reich eingegangen wäre, und daß besonders Se. Spectabilität sonst gar kein beißiger Hund wären.

Bald hätt' ich Se. Magnificenz vergessen, wohin uns Se. Spectabilität sandten. Gott verzeih' mir meine Sünd', ich dachte „von Pilatus zu Herodes“.

Se. Magnificenz sahen den weißen Schein, den wir aus den Händen Sr. Spectabilität mit hatten, und wollten uns anfänglich schwören lassen; allein sie besannen sich eines

Andern, eines Bessern, und verwandelten den Eid in einen Handschlag, — worauf wir die akademischen Gesetze erhielten und mit großen Siegeln zu den lieben Anfrigen nach Hause fehrten, wo uns die Landsmannschaft mit einem kurischen Liedchen bewillkommte. Jede Strophe ward mit einem „Lihgo“, d. h. einem lettischen Jubelrefrain beschlossen.

Unsere Landsleute besahen die großen Siegel und die Schriften, als wenn sie ihnen was Neues wären, und bliesen den Sand von unsern „Taufscheinen“. — — „Kinder“ — hieß es am Ende — „viel zu bedeuten hat so ein Wisch nicht; ihr kriegt darauf nicht einen Dreier geborgt.“ —

Der Abend ward mit Essen und Trinken und Musikk zugebracht. Zum Schluß ward dem Abreisenden das Geleite gegeben. Als wir zum Comitatz auf die Straße gingen, wunderte ich mich, daß in der ganzen Straße, soweit nur das Gesicht reichte, so spät noch Licht brannte. Das brachte mich auf die Frage: was diese Erleuchtung und nachbarliche Aufmerksamkeit zu bedeuten hätte? Die Antwort unseres scheidenden Landsmannes war: „Seht da, Kinder! so viel Lichter, so viel Mädels! — Ha! Ihr könnt es nicht glauben, wie die Mädchen unserer Landsmannschaft treu, hold und gewärtig sind. Ein Präsentchen, und ihr habt das ganze Spiel gewonnen! — Glaubt mir, die all' zusammen, wo ihr Licht seht, waren mein! Die guten Dinger! — Die Eine da, ein Aug' in Himmelsblau getaucht — wenn ich sie zuweilen (denn sie verdient' es) ganz allein ansah, dann, dann — fragte mich ihr Auge so, daß es mein Innerstes hören konnte: ist's auch wahr? und wenn ihr mein Auge vorlog: ja, es ist wahr! — o wie zitterte dann süße Verwirrung in ihrem Auge, recht als ob wir zur Trau gehen sollten! — Das ist ein Mädchen, so ich dir gönne (er wandte sich zu mir). Ihr Athem — göttlich, Bruder! Wen sie an-

haucht, von dem könnt' es heißen: Also ward der Mensch eine lebendige Seele! — Sie spielt eine Laute, Bruder! Des Abends, im Sommer, wenn sie am Fenster diesem Instrumente die Zunge löst, brachten mir Zephyrs Alles bis auf die geheimste Bebung zu. Auf Ehre, in jedem Finger hat sie eine Seele! Und wenn alle diese Seelen einen Ton herausbringen — Bruder, da ist die Nachtigall ein Kind!“ — „Leb' wohl, Amalia! leb' wohl!“ — rief er, indem er zum erleuchteten Fenster Kuschhändchen hinaufwarf. — „Ich laß dir einen braven Jungen zurück, der auch — Bebugen versteht.“

„Die Andere da“ — sagte unser flotter Bursch' zum Junker Gotthard gewendet — „die in diesem Hause, Bruder — schwarzes Haar, wie Ebenholz! Ein Auge, das immer drei Schritt weiter ging als meines, so stark auch meines zudrang. Bei dieser Schwarzen, die ich dir bestimmt habe, lebt man neu auf! Bei deiner Blonden (er wies auf mich) stirbt man vor Wonne! Bei deiner hält man sich gerade, denn sie ist eine Göttin; man sieht gen Himmel! — Bei deiner (wieder auf michweisend) legt man den Kopf von einer Seite zur andern; denn sie ist eine Schäferin! O die schönen Schäferstunden! Ich hab' noch vergessen“ — fuhr er zu mir gewendet fort — „Bruder! ihre Stimme, wenn sie singt! — sie thut es selten; sie hat eine blonde Stimme — du wirst mich verstehen — die stiehlt Einem das Herz! Deine Brünette (zum Herrn von Geldern) — die nimmt es mit Gewalt! sie raubt! Jene kommt nicht mit vollen Segeln! Sie ist stolz und scheint sich wenig aus einem Siege zu machen, denn sie ist sich bewußt, daß sie Herzen wie fliegen zu fangen im Stande ist. — Jene streichelt, diese schlägt; allein wenn sich diese Königin herabläßt, ist's auch so, als wenn die Sonne aufgeht. Die Brünette spielt kein Instru-

ment. Die Orgel würde sie spielen können; allein wenn sie singt — das thut sie oft, Bruder, — bei Gott! so prächtig wie ein Donnerwetter! — Diese beiden Auserwählten empfehl' ich euch zu künftigen Gemahlinnen. — Allein auch unter den andern giebt's Dingerchen zum Rasendwerden! Sie waren gleich in den ersten acht Tagen alle mein — ich meine mit den Augen! Und nun hielt da unten — ein Kaufmann Hochzeit, der die ganze Gegend und mich mit bat. Ich kam zum erstenmal mit all' diesen angeangelten Mädchen zusammen: jedes Auge forderte Rechenschaft. Da ward ich, wie Cäsar, mit dreißig Wunden erstochen. — Sah ich Eine an, so waren die Andern wie Tiger auf mich und forderten Antwort über meine Untreue. O, wer da mehr Augen gehabt hätte als zwei! Ich wußte nicht aus noch ein — bis ich endlich Muth zum Entschluß faßte und mich zu vieren bekannte und in Rücksicht der andern die Augen eben aufhob und dieß Band trennte. Diese vier halfen mir selbst die andern abfertigen — und diesen vieren bin ich auch so treu geblieben als möglich. Sie haben sich bis an mein End' in meinem Gewahrsam befunden.“ —

„Mich müßte übrigens der Teufel plagen“ — setzte der Abschiedsredner nach einer Pause fort — „ein Mädchen in Königsberg zu heirathen, wo Kurländer gerad' über logirt haben! — Ihr werdet Wunder sehen und glauben! — Wenn es angeht, schränke sich jeder auf zwei Poussaden ein; damit kann man bestehen und bei Ehren bleiben; der Einen das rechte, der Andern das linke Auge!“

Damit schloß der Landsmann seine große Abschiedsrede, die mir von A bis Z höchst sonderbar vorkam. Ich brauche wohl kaum zu bemerken, daß ich von seiner Uebergabe und Erbschaft keinen Gebrauch gemacht. Ich habe mich nie in Liebeshändel anderer Leute gemischt; nur das konnte mir

nicht verborgen bleiben, daß der Junker Gotthard seine übrige Zeit (er hatt' indessen bei seiner großen Jagdleiden- schaft nicht viel übrig) den beiden von unserem Vorgänger beschriebenen Mädchen schenkte, mit denen er, wie er zu sagen pflegte, — „so ziemlich bekannt wäre.“ — Allein so sehr — wie er sich jagdmäßig ausdrückte — sei er nicht in sie „ver- schossen“, noch auch hätten sie ihn so sehr „getroffen“, daß er schon am Boden läge. Fort und fort ließ die Eine ihre „blonde Stimme“ hören, die Andere „donnerwetterte!“ Allein es gehörte wohl mehr dazu, als Laute und Orgel, um un- fern Junker Gotthard in Ekstase zu bringen. — —

Was meinen akademischen Wandel betrifft, so muß ich gestehen — ich kam nicht mit Denksucht, sondern mit Ern- sucht in die Hörsäle, nicht verwöhnt, sondern hungrig und durstig. Ich wollte leben lernen. Ich flog nicht, ich ging und wußte, wie es wächsernen Flügeln, wenn sie der Sonne nahe kommen, zu gehen pflegt. Höchstens lief ich — um aus einer Stunde zeitig genug in die andere zu stürzen. Im Hörsaal dacht' ich: Er hat's gesagt; zu Hause frug ich mich: Was hat er gesagt? Ich lernte meinen Lehrern den kürzesten Weg zum Ziel ab und war aufmerksam auf die Straße, die zu gehen, und auf die Straße, die zu meiden war. Sollte man nicht überhaupt auf Universitäten mehr Pole- mik als Thetik, d. h. mehr das Negative, die richtige Kampfesart als das Positive oder den Wissensstoff in allen menschlichen Dis- ciplinen lehren? Und sollte nicht Kritik, in einem besondern Sinne, der Gegenstand der akademischen Beschäftigungen sein? Der ist in meinen Augen der beste Professor, der am gründ- lichsten seinen Schülern zu sagen weiß, was nicht verlohnt ge- lernt zu werden, und die Titel von dem, was lernenswerth ist.

Froh denk' ich noch heut an diese akademische Zeit und rufe mit dem guten Drosselpastor: vivat academia! Mir

fehlte nichts als Mine, der Kirchhof, das Wäldchen und die andern heiligen Orte der Heimath. Indessen ersetzte mir die Einbildungskraft Alles. Ich las Minens Briefe, beschäftigte mich mit den von ihr eingeweihten Sachen und kam mir wie ein Wittwer vor, der seine Frau in seinen von ihr zurückgelassenen Kindern sucht. Seine schönste Zeit ist, wenn er mit ihnen spielen kann. — Meine Spaziergänge waren Kirchhöfe, Wäldchen und überhaupt Orte, die mich an Minen erinnern konnten. Sie sah ich überall. Ich studirt' gleichsam an ihrer Hand. Sie beseelte mich mit Muth und war mir sans comparaison das, was jedem Ritter seine Schöne ist.

Mein lieber Geldern blieb keinem Professor einen Dreier schuldig; das ist Alles, was ihm zum Ruhm im Testimonio hätte behauptet werden können, wenn er ein dergleichen Ding nöthig gehabt hätte. Ich studirte in seiner Seele als sein Sachwalter und erzählte ihm des Abends in Zeitungston, was ich den Tag über gehört hatte, worüber er, wenn er jagdmüde war, sanft einschlief. — Ich indessen setzte meine Wiederholung fort und hatte dadurch den Vortheil, mit dem gehörten Worte bekannter zu werden. Die Digestion der Wissenschaften wird eben hiedurch unendlich befördert, wenn man erzählt, was man weiß. Man lernt auf diese Art mit der Wissenschaft conversiren und sie auf einen freundschaftlichen Fuß nehmen, der Hörer sei übrigens jagdmüde oder nicht. — Was konnte Junker Gotthard dafür, daß es um Königsberg solche schöne Jagdplätze gab! Er hatte sich auch vortreffliche Jagdbücher angelegt und war jezo so sattelfest in der Jagdterminologie, daß er nicht allein Hochselbst für „Fund“ zeitlebens sicher war, sondern er war noch obenein im Stande, Anderen Fund zuzuwenden, die ihre Zeit auf der Akademie nicht so gut wie er angewendet hatten. „Am Ende“ — behauptete er — „kommt doch all“

Eure weltgepriesene Gelehrsamkeit nur auf Jagdterminologie heraus!“ —

Unsere Bekanntschaften in „Philisterien“ beschränkten sich auf das Haus des Kreisrichters Brinken, bei welchem wir eingemiethet waren. Er hatte eine alte Frau des Geldes wegen geheirathet. Die Ehe war kinderlos; und er brauchte — so schien es — ein paar junge Leute als Hausofficiere zu seinen häufigen Gesellschaften. Ich nahm selten an diesen Zeitverkürzungen Antheil, weil der Hausherr mich durchaus nicht ansprach. Mitunter kam aber ein königlicher Rath, ein Jurist Namens Friedeborn, dorthin, der an Leib und Seel' mir auffiel und mit dem ich sehr gern verkehrte. Er schien gegen Vierzig und hatte sehr feine Kenntnisse. Er las die Alten und kannte die Neueren. Er legte es nicht dazu an, daß man ihm dieß anhören und ansehen möchte. Allein wo er ging und stand, streute er Funken und ließ doch auch Jünglinge zu Worte kommen. Er verdrängte keinen. Ich fand, wenn er sprach, so viel Eigenes, daß ich tausendmal wünschte, er möchte mehr sprechen. — Er war unverheirathet. Man sagte, er wäre in der Liebe unglücklich gewesen. Mir schien das unbegreiflich. Der Mann war im Stande, Menschen zu lesen. Ja, dieß schien oft sein Hauptgeschäft in der Gesellschaft zu sein. Noch seh' ich ihn vor mir mit seiner offenen Stirn, schwarzem Haar und einem Auge, in welchem man ihn im Kleinen — allein doch ganz sah. — Zuweilen gab er kleine Abendgesellschaften, an denen er mich Theil nehmen ließ. Wenn ich je in meinem Leben mit Leib und Seele zugleich gegessen und getrunken, so war es hier. Ich und meine Leser werden dem seltenen Manne noch später zu begegnen Gelegenheit haben. —

Bei unserer Landsmannschaft gewann ich allmählich eine entscheidende Stimme. So lang ich den Präsidentenstuhl be-

fleidete, ist kein Stein von einer kurischen Hand gehoben worden, um ehrlichen Leuten die Fenster zu verwüsten. Mit der Zeit wär' ich vielleicht weiter, bis zum Kopf meiner Landsleute gekommen. Für's erste hatt' ich Ursache, mir Glück zu wünschen, daß ich über ihre Hände disponiren konnte. Wenn ein Landsmann kam oder ging, ward ein Mahl gegeben, wozu ich zwar meine Stimme, allein nicht immer meinen Magen gab.

Ein Herr von Eckhowen war, unter vielen andern, König eines solchen Mahls. Er war von seiner Mutter, die Wittwe geworden, aus Frankreich nach Kurland zurück gerufen worden. Seine „Geschäfte“ indessen hatten ihn noch ein halbes Jahr in und um Königsberg zurückgehalten, ohne daß wir uns zusammen getroffen. Kein Wunder! Er ging nicht in die Hörsäle und ich ging nicht auf die Jagd. Seine „Geschäfte“ waren — wie man sich leicht vorstellen wird — Liebesangelegenheiten. Freilich hatten die Königsbergischen Schönen Ursache, einem Manne Complimente zu machen, der von Paris kam und sie nicht verschmähte.

Endlich schlug seine Stunde. Ich war, ohne selbst zu wissen wie's zugeht, bei diesem Abschiedsmahl zugegen und lernte einen Menschen ohne Kopf und Herz kennen, der auf den preussischen Adel loszog, weil ihm „Niemand, obgleich er angeklöpft, aufgethan“. — Wahrlich, dieß brachte mir eine sehr gute Meinung vom preussischen Adel bei, die ich auch nie aufzugeben Ursache gefunden. Ich brachte die Nacht, da Herr von Eckhowen mit Extrapost abging, wider Gewohnheit schlaflos zu. Selten hab' ich einen Menschen gefunden, in dem jeder Zug mir so entgegenarbeitete. — Dem Junker Gotthard war er auch unausstehlich. Er sollt' ihn bis zur Station Schacken begleiten, allein er konnte nicht. Herr von Eckhowen froch und war zugleich stolz, d. h.

er war Franzos und Kurländer, und gewiß auch Freund und Feind eines Jeden, der es mit ihm anbinden wollte. Sein Gesicht und Er schienen zweierlei und waren es auch immer. — Er fragte uns, ob wir nicht „an unsere Mädchen daheim was zu bestellen hätten?“ Da fuhr es mir so durch die Seele, daß ich außer mir war. — Geldern sagte, daß er ihn am wenigsten zum Liebespostillon brauchen würde, weil er aus Frankreich käme. „Und Sie?“ — fragte Eckhoben, indem er sich zu mir wandte. — „Ich habe“ — sagt' ich — „vor Kurzem Briefe von ihr.“ — Er nahm es als Scherz, und ich fand diesmal und hab' es oft gefunden, daß selbst bei dergleichen Verlegenheiten die Wahrheit am besten hilft. Mir ward ordentlich leichter um's Herz, als der Mensch endlich fort reiste.

Ich hatte wirklich Briefe von Minen. Sie erfüllte redlich ihr Versprechen, sie hielt ein Tagebuch, und alle Vierteljahre erhielt ich es auf dem früher verabredeten Wege. Das erste Päckchen kam nach Monatsfrist. Ich fühlte jeden Händedruck, jeden Kuß in ihren Briefen, so warm, so sonnenwarm, obgleich er seine fünfzig Meilen gereiset war. In Wahrheit, hätt' ich Minchen nicht gehabt, ich hätte nicht die Hälfte von dem auf der Universität gethan, was ich jetzt that; ja gewiß, ich hätte nicht die Hälfte vor mich gebracht.



Achtes Kapitel.

Anfechtungen.

Da bin ich an einer schweren Stelle meines Lebens, wo ich in Rückerinnerung an das Erlebte noch zittere und bebe. Es war ein bitterer, bitterer Kelch. Mine hatte mir von Allem Nachricht gegeben, aber erst nachdem es geschehen. Und ihr Vater war der Dämon, der Helfershelfer gewesen in dieser schauerlichen Geschichte. Ich will ihm nicht fluchen, dem Vater meiner Mine; denn diese Holdselige verbietet es mir. —

Einst hatte sie mir geschrieben, sie wolle mich nicht mit diesem Vater beschweren. — O Mine, warum aber wardst du mit ihm beschwert? Warum? — du Dulderin, Märtyrerin — mit diesem Peiniger, mit diesem Tyrannen, mit diesem — —

Ich will abbrechen; sonst würde ich ihr heiliges Gebot übertreten und ihm doch — fluchen. Am meisten hat mich in diesen furchtbar schweren Tagen der Gedanke erfrischt, daß es Tugenden gäbe, die nicht so offenbar würden, wenn nicht böse Menschen in der Welt wären. Wahrlich, die größten Tugenden werden durch solche Zeiten der Un-

fechtung an's Licht gebracht. Durch Schatten wird das Bild erhöht. Doch nun — zur Sache!

Von dem ersten Tage an, da meine Leser den „alten Herrn“ kennen lernten, fanden sie einen Mann — kaum darf ich hier das Wort Mann brauchen — einen Menschen, den meine Mutter in richtigem Instinkt eine „geschwächte, eine zu Fall gekommene Person“ nannte. Obgleich er beim Adel als Wittdiener seinen Abschied erhalten, so sprudelte doch sein schwarzes Blut, sobald es Gelegenheit gab, in der satyrischen Uder auf. Und seine ganze Geberde verstellte sich, wenn diese Uder auflief.

Hermann hatte einige Zeit nach dem Tode der Mutter meiner Mine noch Lust, sich wieder zu verheirathen.

In Rücksicht der Jahre — er zählte damals bereits vier- undfünfzig — hätte freilich Hermann eher an den Sarg als an ein Braut- oder — wie man es gewöhnlich in Kurland nennt — an ein Himmelbette denken können; wenigstens hätte Hermann, der ein Weib wie Minens Mutter gehabt, eine andere, der Seligen — und ihm anständigere Wahl treffen sollen. Ich will, um aller Parteilichkeit auszuweichen, an seine Tochter nicht denken, obgleich auch Töchter, wenn sie wie Mine sind, hiebei einen Blick verdienen.

Seine Schöne war nämlich eine Person, die sich in der Nachbarschaft, Gott weiß wie, ein kleines Vermögen erworben hatte. Der Unterricht der Kinder ward dem Hermann in der Länge zu beschwerlich. Ich will mir, dachte Hermann, auf meinen Lebensabend einen ruhigen, guten Tag machen; eigentlich wollte er sich diesen ruhigen, guten Tag für baar Geld kaufen, ohne zu bedenken, daß Ruhe nicht feil sei.

Magdalene — so hieß die betreffende Schöne — war nicht abgeneigt, mit diesem Manne zu ziehen. Sie hatte

nicht ermangelt, weit und breit herumzublicken und ihr Augennetz auszuwerfen, allein sie hatte nichts gefangen; um die Sache deutlicher zu machen sie hatte: nicht abgesehen, daß sich ein Anderer mit ihr in diesem Leben einspannen würde. — Magdalene weinte herzlich, so oft sie an den seligen gnädigen Herrn von Eckhoben dachte, dessen gnädige, zurückgebliebene Wittwe — die Frau von Eckhoben auf Alt-Niendorf — nicht so herzlich über diesen Verlust weinte. Dieß machte Aufsehen in der ganzen Gegend, die nur eine solche Kleinigkeit von Anlaß brauchte, um laut zu sagen, was Jeder längst und schon bei Lebzeiten des „seligen gnädigen Herrn“, da Magdalene noch nicht so herzlich zu weinen brauchte, gedacht hatte. Man machte über diese Thränen der Magdalene bittere Anmerkungen, so daß, da der größte Theil davon an die beiden Weinenden kam, des Wohlstandes wegen Magdalene weniger als die nachgebliebene Frau Wittwe zu weinen anfang. Der wunderbare Anstand!

Es hatte der verstorbene Gemahl der Frau von Eckhoben in seinem letzten Willen die feierliche Verfügung gemacht, daß seine Gemahlin und Namsfell Dene (so ward Magdalene im ganzen Hause und überall genannt) sich nicht von einander trennen, sondern beisammen bleiben sollten, bis sie der Tod schiede. Das war ein neuer Gegenstand zu Anmerkungen, welche die ganze Gegend machte, sobald das Testament eröffnet war. Die Frau Wittwe, die vor der Eröffnung des Testaments und vorzüglich bei Gelegenheit der Thränen den Plan gemacht hatte, die Magdalene in allen Gnaden zu verabschieden, war jetzo, wie sie sich ausdrückte, gezwungen „diese Klette am Kleide zu leiden“. Sie sah es also im Herzen sehr gern, daß Herr Hermann Dene die Aufwartung machte und um sie freite. Sie hoffte dieselbe also am besten los zu werden.

Dene sah wohl, wie überflüssig sie der Wittwe war; aber sie dachte: geh ich freiwillig fort, so wird die gnädige Frau mir nichts an Entschädigung zahlen. Zögere ich und laß mich von ihr drängen, kann ich die Bedingungen vorschreiben. Wenn sie also nach ihrer Verbindung mit dem Herrn Hermann gefragt ward, war ihre Antwort: „Sie belieben zu scherzen,“ oder: „mir fehlt ohne den Herrn Hermann nichts auf der Welt.“ — Roth zu werden hatte sie entweder schon längst verlernt, oder hatte es nie gekonnt. Es blieb also ihre Verbindung mit dem Herrn Hermann problematisch. Die Nachbarschaft pflegte die gnädige Frau und Dene zu nennen: Sara und Hagar. Sowohl Sara als Hagar ärgerten sich über diese Beinamen, ohne gegen einander sich dieses Uergerniß merken zu lassen.

Magdalene hatte, seit ihrer vieljährigen Praxis, alle Kniffe auf einem Schnürchen, wodurch unser in Liebesangelegenheiten abergläubisches Geschlecht gefesselt gehalten werden kann. Sie hatte den „alten Herrn“ erst äußerst verliebt gemacht und war ihm in Allem — wenigstens ein Viertelmeißen (ich rede von deutschen Meilen) — entgegengekommen. Auf einmal eine andere Dekoration! „Wer A sagt, muß auch B sagen“ — war bei Magdalene keine Regel, und alle ausgelernten Coquetten denken so. Der alte Herr hatte durch eine überaus gefällige Aufnahme in dem Hause der Sara sich das Wohlleben so angewöhnt, daß diese guten Tage sich mit den mühsamen Schulstunden nicht länger vertragen haben würden. Was sollte nun der alte Herr anfangen? Der Unterhalt, den ihm seine verstorbenen Witzprinzipale zugestanden hatten, war klein und zum Theil ungewiß. Dene hatte, nach der Meinung des alten Herrn, mit Herzen, Mund und Händen A gesagt; allein nun war sie nicht aus der Stelle und bei weitem nicht zum B zu bringen, vielmehr

schien sie zuweilen gar zum A zurückgehen zu wollen, wenigstens ward aus dem großen A ein so kleines, daß man es beinahe dafür nicht ansehen konnte. — Dazu kam, daß es auch dem alten Amtmann auf dem Gute Niendorf einfiel, um Denen, ehe ihr — „Trauerjahr“ noch um war, förmlich in einem Briefe anzuhalten. Und diesen Brief zeigte sie Herrn Hermann, um ihn völlig auf's Haupt zu schlagen.

Hermann litt zusehends, denn er war in das Geld der Dene sterblich verliebt. Da fachte nun die gnädige Wittwe den glimmenden Docht der Hoffnung in dem Herzen des alten Herrn wieder an. Zu keiner kleinen Freude des alten Herrn suchte die gnädige Frau Wittwe, um das Heirathsgeschäft energischer zu betreiben, mit Denen gemeinsam einen Besuch beim Herrn Hermann zu veranstalten. Im Herzen konnte der Hagar nichts willkommener als dieser Vorschlag sein; denn sie wollte gar zu gern ihr künftiges „Bleibchen“ kennen lernen, und auch ihre zukünftige „Stieftochter“ sehen, von der so viel Gutes gesagt ward. Uebermorgen also! — Der alte Herr beurlaubte sich sogleich und reiste mit Freude und — mit Kummer zu seiner Wohnung. Denn er dachte an die Schwierigkeit einer standesgemäßen Aufnahme.

Mine, das arme von einem Briefe an mich verschenechte Mädchen, kam dem Vater entgegen und erfuhr die große Neuigkeit von dem Heil, das diesem Hause widerfahren sollte. Der Stolz machte ihren Vater verdrießlich; denn er war nicht nach Herzenslust in seinem Hause eingerichtet — überall blickte Dürftigkeit hervor. Die arme Mine, welche viel zu edel war, um ein einziges Wort von ihren häuslichen Angelegenheiten auch nur gegen mich fallen zu lassen, die sich in Alles schicken konnte und selbst ihren Bruder Ben-

jamin, obgleich er das Schneiderhandwerk lernte, zu dieser Denkfungsart hinaufgestimmt, so daß er um Alles in der Welt willen nichts von meinem Gelde angenommen hätte; — dieß arme Mädchen sollte — wie der grausame Vater verlangte — zu meinen Eltern gehen und — borgen, damit die hohen Gäste, wie Hermann sie nannte, übermorgen, wie es sich eigne und gebühre, aufgenommen werden könnten.

„Verzeihung, Vater, das kann ich nicht!“ — sagte Mine sehr gefaßt. Hermann stampfte, wüthete und tobte, bis ihm Mine endlich einen Plan vorlegte, der, ohne daß geborgt werden dürfte, zu bestreiten wäre. Mine hatte nämlich durch ihrer Hände Arbeit sich schon seit der Zeit, daß ihr Vater Deneus wegen die Schulanstalten aufgehoben, beinahe allein erhalten. Jetzt brachte sie von diesem ihrem kümmerlich ernährten Verdienst von freien Stücken etwas dar zu jener „Aufnahme“, ohne sich ein Verdienst darüber zuzueignen. Das gute Kind! — In seiner Freude über dieses Auskunftsmittel fühlte er sich bewogen, Minen seine Heirathsgedanken zu entdecken. Das gute Mädchen hörte keine Neuigkeit; sie schwieg aber, da die Sache ihrer Meinung nach schon zu weit gekommen war, als daß sie etwas dabei hätte ändern können.

Der feierliche Tag erschien, den Sara und Hagar zum Besuch bestimmt hatten. Der alte Herr konnte diesen Mittag nicht essen, nicht trinken; er blies selbst den Staub ab, wo er noch Staub in dem Zimmer entdeckte, und vergaß so sehr, daß er Literatus war, daß er Holz gespalten haben würde, wenn es auf diesen Umstand bei Minens Plan angekommen wäre. — Er trug nicht tagtäglich Manschetten, allein er legte sie, wie die Pastoren den Kragen, in die große Bibel, um die Manschetten in Züchten und Ehren zu erhalten. Dießmal

nahm er ein ganz neues Paar; allein dem unerachtet mußte Mine sie ihm noch aufbügeln, und da sie's ihm nicht zu Dank machte, vollendete er dieses Werk selbst.

Mine hatte Tannenreifer und Kalmus in die Zimmer gestrent und mit Wachholder geräuchert, während Hermann eben mit den Augen seinen Gästen entgegengelaufen war. Sobald er wieder kam, mußte dieses Alles, bis auf das letzte Wölkchen Rauch, das sich im Zimmer herumzog — heraus, weil es, wie er sagte, „in großen Häusern nicht mehr Sitte sei, Tannen, Kalmus und Wachholderrauch zu riechen. — Man spritzt“ — fuhr er fort — „die Zimmer mit wohlriechendem Wasser aus, um den Staub eben hiedurch niederzuschlagen.“ Mine konnte ihm damit nicht dienen; — sie hätte gern das Grüne im Zimmer beibehalten.

Es schlug die Stunde, da er seine Gäste erwartete und da man nach Orts Umständen sie mit Grund erwarten konnte; allein vergebens! — Hermann, obschon er einen Boten ausgesandt hatte, um ja den hohen Gästen weit genug entgegenkommen zu können, konnte sich nicht entbrechen, auf die Sinne des Tempels zu steigen. Er zitterte an Händen und Füßen und über Leib und Leben, wenn er was rauschen hörte. „Da find sie!“ schrie er und lief und kam wieder und lief noch einmal und kam noch einmal wieder. Vergeblich! Es war nur der Bote. —

Endlich kamen sie. — Mine war höflich, ohne sich wegzuerwerfen. Der alte Herr konnte nicht aufhören, mit Gebarden ihr zu verstehen zu geben, daß sie zu wenig, viel zu wenig thäte. — Er, das wissen ja meine Leser, war ein Regenwurm.

Die gnädige „Sara“ hatte so viel mitgebracht, daß München's wohlgemeinter Plan völlig vereitelt ward. Die hohen Gäste hätten, dünkt mich, wenn es auch nur der guten,

wohlmeinenden Hand Minchen's wegen gewesen wäre, sich zu demjenigen bequemen können, was dieses gute arme Mädchen des Hausfriedens halber zum Theil von ihrem Nähgelde angerichtet hatte; allein „Sara“ und „Hagar“ waren viel zu stolz, um sich so tief herabzulassen. — Es war ein unbeschreiblicher Stolz, womit diese Antiken, Sara und Hagar, über Minen herfuhrten. Daß sie nichts von den natürlichen, wohlgemeinten Speisen nahmen, die Mine bereitet hatte, würde den beiden Damen noch zu verzeihen gewesen sein; allein es war unverzeihlich, daß sie sich über diese Gottesgaben herüberbogen und die Nase rümpften. Sie maßen Minen hundertmal mit ihren Augen, und hier und da hielt sich der Blick auf, als ob er ein Plätzchen gefunden hätte, das werth wäre ein wenig anzuhalten. Dieß Alles war Minen unerträglich.

Die Wittwe Sara that einige Fragen an sie. Womit sie sich die Zeit vertreibe? Ob sie einen Liebhaber hätte? Ob sie auch die Küche verstünde? — „Anzusehen“ — setzte sie hinzu — „ist es nicht. Ihre Hände sind so küchenrein als einer Dame von Stande. — Nicht wahr, liebe Dene?“ — Dene enthielt sich aller Fragen; allein man konnte es deutlich bemerken, daß sie sich solche in bester Form Rechens vorbehielt. Ihre Stunde hatte noch nicht geschlagen.

Das abgebohrnte Clavier brachte die hohen Gäste auf die Musik und die gnädige Sara auf die Frage: ob Minchen musikalisch wäre? Mine beantwortete diese Frage mit der ihr eigenen Bescheidenheit. — Obgleich die hohen Gäste keinen Beweis, in wie weit sie musikalisch sei, begehrten, so bestand doch der alte Herr darauf, „Mine sollte singen und spielen.“ Da er es seinen hohen Gästen so nahe legte, bestand en sie auch darauf. — Mine sang und spielte, weil sie singen und spielen mußte. Wenn diese Damen Gefühl

gehabt, hätten sie wohl den Vogel im Bauer gehört. Indessen hatten die hohen Gäste weder so feine Ohren, noch so feine Herzen.

Dene hatte ein Paar Strahlen der Hoffnung auf den alten Herrn fallen lassen, die ihn entzückten.

„Uebermorgen erwarte ich meinen Sohn Casimir“ — sagte die gnädige Sara zum Hermann; — „Sie werden doch so gut sein und zu uns kommen?“ — wandte sie sich fragend an Hermann. — Mienen fuhr es in alle Glieder. Ihr war es, als ob Sara hinzusetzen würde: „und bringen Sie Ihre Tochter mit.“ Sie kannte jenen „Sohn“ schon vom Hörensagen. Ihre Befürchtung war aber vergebens. Der Stolz ließ jene Bitte nicht zu.

Noch ein paar Blicke von oben bis unten und dann wieder von unten bis oben, ohne daß der Blick Mienen die Ehre that, irgendwo zu weilen, und nun: — „Gott bewahre Sie, mein Kind!“ — Ein gewöhnliches Compliment — und sie machten sich wieder auf den Weg.

Der alte Herr war in Seelenangst, auf welche Art, ohne sich zu viel herauszunehmen, er die gnädige Wittwe in den Wagen bringen sollte. Endlich legte er Hand an's Werk. Mit Denen ward er geschwinder fertig. Sie hatte ihm neuen Muth und Leben eingeflößt. Er wollte durchaus zu Pferd den hohen Gästen vorreiten, allein sie verbat es „der üblen Nachrede wegen“, und also begnügt er sich, sie wieder bis auf die Stelle zu begleiten, wo er sie entgegengenommen.

Froh kam er wieder zu Mienen; allein dieß konnte die Strafpredigt nicht abwenden, die er ihr hielt, viel zu wenig, viel zu wenig sich gebückt, gesungen, gespielt und — geessen zu haben.

„Und wie gefällt dir (diese Frage kam außer allem Zusammenhang), wie gefällt dir Dene?“

„Wie sie mir gefällt?“ — Mine stockte.

„Ja, wie sie dir gefällt?“ — wiederholte der Vater.

„Da sie meine Mutter werden soll“ — „Das ist sie schon!“ — unterbrach er Mine, wegen der paar Strahlen von Hoffnung, welche Dene auf ihn geworfen hatte! — „so ist es Pflicht,“ stotterte das arme Kind; — „diese Antwort erwartete ich von Mine!“ — beschloß er.

„Es ist schwer“ — schreibt mir Mine — „sehr schwer, wenn man eine so gute Mutter gehabt, einer Dene als Mutter zu huldigen; und wäre das vierte Gebot nicht“ — —

Der alte Herr verfehlte nicht, der Einladung der gnädigen Sara gemäß sich zu rechter Tageszeit auf dem Gute Niendorf einzufinden; und wer hätte das gedacht? Der Herr Sohn der Madame Sara war bereits da. Es war kein anderer als der uns schon bekannte französirte Kurländer, welcher kriechend und stolz war, je nachdem es die Umstände gaben; — der Affe mit den Halbstiefeln! Der alte Herr, als er ihn mit tiefem Bückling begrüßte, machte tausend Entschuldigungen, daß er ihm nicht bei seiner Heimkehr entgegengefahren.

„Der Teufel, Herr! wo haben Sie wissen können, daß ich kommen würde?“

„Die gnädige Frau Mama!“ —

„Wir waren beim Herrn Hermann, ich und Dene“ — fing die gnädige Mama an. — „Dank, Herr Hermann, für alle erzeigte Höflichkeiten! für den schönen Sang Ihrer Tochter! Das ist wahr, Herr Hermann, Sie können sich was auf solch eine Tochter einbilden. Ist es — Ihre rechte Tochter? Ein hübsches Mädchen! Nur scheint sie

mir die Finger nicht in kaltes, nicht in warmes Wasser zu stecken. Ihre Hand faßt sich wie Atlas an."

Da war unser Ankömmling wie ein Geier auf die Taube.

"Ah! — Ich liebe schöne Hände, gnädige Mama, die nicht kalt und warm vertragen, die sich wie Atlas anfassen lassen. Wann sind Sie zu Hause, Herr Hermann?"

"Wann Ew. Hochwohlgeboren befehlen!" —

"Ich will doch meiner Mutter nicht die Ehre allein lassen, Sie besucht zu haben; denn in Wahrheit, es kann kein Mensch ein größerer Liebhaber von einer schönen Hand oder von der Musik sein, das ist beinahe einerlei, als ich."

Die Wittve von Eckhoben (ich habe sie lange genug und bis zum Ueberdruß meiner Leser Sara genannt) machte ihrem Sohne Vorwürfe, daß er sie so lange auf sich hatte warten lassen. „Dein Brief, lieber Casimir, aus Königsberg“ —

„Schönste Mutter“ — Frau v. Eckhoben hörte dieß gern — „ich fand in Königsberg noch — dieß und das; und Sie wissen wohl, wenn man dieß und das findet, so kann man so geschwind nicht.“ — Wir wissen jenes „dieß und das“, wobei Herr von Eckhoben um und in Königsberg, vor seiner Rückkunft nach Kurland, noch zum „Ritter“ zu werden den Beruf fühlte.

„Deine Mutter aber hättest du über dein dieß und das nicht vergessen sollen!“

„Vergessen? Schönste Mama, vergessen? — Noch unterwegs traf ich ein hübsches, liebes Kind; und sagen Sie selbst, wie kann man eine schöne Gegend sehen und nicht wenigstens darin athmen — und sich freuen, daß man athmen kann?“ — Die gnädige Wittve holte sehr tief Athem und ward durch diese und dergleichen Unterredungen,

die alle ergaben, daß ihr Sohn ein großer Verehrer von schönen Gegenden war, zur eigentlichen Materie gebracht.

„Du weißt, mein Kind“ — fing sie an — „was dein seliger Vater wegen des Fräuleins von Sommerfelden noch bei seinen Lebtagen berichtet. — Du weißt, daß dein Herz und deine Hand vergeben sind. Und wenn du diese Gegend, die dir bald eigenthümlich zugehören soll, mehr in Erwägung gezogen, ich wette, du hättest deine Mutter nicht so lange warten lassen. — Im Testament gedenkt er dieser deiner Verlobten, welche dich mehr liebt, als du dir vorstellen kannst. Sein letzter Wille setzt fest“ — hier nahm sie ihren Sohn bei Seite, um sich mit ihm dieses Testamentes wegen zur vertraulichen Unterredung einzuschließen.

Hermann hatte also Gelegenheit, mit seiner Dene eine gleich vertrauliche Unterredung anzustellen, bei der es beinahe bis zum B gekommen wäre. Es war dieses im eigentlichen Sinn für Hermann ein Schäferstündchen; — denn er liebte, er liebte brennend — nicht Dene, sondern das liebe Jhrige; und davon sollt' in dem gegenwärtigen Stündchen gehandelt werden. —

„Sehen Sie nur, Herr Hermann“ — fing Dene nach einer Weile an — „es ist bei alle dem eine eigene Sache mit dem Testament des verstorbenen Herrn von Eckhowen; ich bin mit der gnädigen Frau gleichsam wie getraut, wir können es nicht ändern; der Tod nur kann uns scheiden!“ —

„Das, dächt' ich“ — sagte Hermann — „hätte doch nicht viel zu sagen. Im Gegentheil. Die Frau von Eckhowen giebt Ihnen noch hoffentlich ein Jährliches, so lange Sie leben, auf den Weg — damit Sie nur schweigen! Denn — im Herzen glaube ich, sieht sie es nicht ungern, daß“ —

„Aber das Testament, lieber Hermann“ — unterbrach ihn Dene. — „Und wenn die Frau von Eckhowen diese Pension

nur auf meine Lebenszeit beschränkt, so würden meine künftigen Erben" — Hierbei hätte dem Hermann angst und bange werden können; indessen deutet' er diese Erben, wie es auch wohl gemeint zu sein den Anschein hatte, auf sich, falls er sie nämlich überleben würde. „O meine Englische, o Gütigste!" — rief er entzückt — „Sie denken auch bis nach Ihrem Tode." Er weinte; denn das ward ihm nicht schwer. Ein Mensch wie er hätte beim Worte Tod heulen und zahnklappen sollen; allein es waren diese Thränen wie Alles an ihm war. Seine Empfindungen waren Kunst. Sie ergossen sich nie, sie wurden nur durch's Druckwerk getrieben. Er hatte beides, Lachen und Weinen, in einem Behältniß.

„O, den werd' ich, den werd' ich nicht überleben!" — schluchzte er.

Dene, welcher unfehlbar der „selige gnädige Herr" beim Ueberleben einfiel, fing auch bitterlich zu weinen an. Hermann deutete dieses auf sich und umfasste ihre Knie. — Da hörten diese Turteltauben die zurückkommende Frau von Eckhown und ihren Sohn, — das Testament in der Hand. Jedes, Dene und Hermann, gingen an ein anderes Fenster.

Herr von Eckhown wandte sich, da er zurückkam, das Testament noch in der Hand, lachend zu Denen. — „Da find' ich, liebe Dene" — fing er an — „eine närrische Clausel. Hat der Teufel je so was gehört? zwei Frauenzimmer sollen sich verheirathen! — Sie haben mir nie was Böses gethan, liebe Dene, und noch bei meines Vaters Leben, wo Sie im Hause was galten, habe ich alles Liebe und Gute, es versteht sich in allen Ehren, von Ihnen genossen; — allein so weit geht die Erkenntlichkeit nicht, und so nah find wir, mit Ihrer Erlaubniß, nicht verwandt, daß meine Mutter eine Person im Hause ertragen sollte, die ihretwegen gar

nicht hätte in's Haus kommen sollen. — Sie verstehen mich doch, Dene?" — sagte er scharf.

„O ja!“ — sagte Dene und konnte vor Schreck nicht weiter.

„Sie haben also Ihren Abschied“ — beschloß der junge Eckhoben.

„Ohne daß Sie sich eben übereilen dürfen“ — fügte die Mutter hinzu.

„Nun ja“ — sagte der Sohn — „heute, morgen, übermorgen!“ —

„Und wegen meiner treu geleisteten Dienste?“ — fragte Dene mit bebender Stimme.

Frau von Eckhoben sah ihren Sohn an, als ob sie sagen wollte: „Hab' ich es nicht gedacht?“

„Das wird sich finden!“ — sagte der Sohn mit Betonung.

Frau von Eckhoben, die herzlich froh war, daß sie Dene so auf gute Manier, ohne erst einem Rechtsgelehrten desfalls zu beichten, los werden sollte, fiel ihrem Sohne in's Wort: „Dene soll nicht drunter leiden! — Wir werden darüber schon eins werden!“

Dene küßte der Frau die Hand und dem jungen Herrn desgleichen; und so schien Herr von Eckhoben ein trefflicher Testamentsvollstrecker. — —

Hermann erzählte diese Geschichte, da er heim kam, sofort seiner Tochter Minen. Denn er war außer sich vor Entzücken. Kein Stein des Anstoßes erschien mehr auf dem Wege zu Denens Herzen. Nur ein großes Ueber blieb ihm im Herzen stecken, weil es noch nicht berichtet war, was und wie viel Dene zum Abtrag haben sollte. Minen ergriff eine große Angst. Sie hatte beständig Ahnungen. — „In dem Augenblick“ — schreibt sie mir — „da mein

Vater den Namen Eckhown aussprach, ja, noch eh' er ihn aussprach, wußt' ich, daß dieser Herr zu uns kommen würde; nur wie er war, wußt' ich damals noch nicht halb, nicht ein Viertel!" —

Den achten Tag — so lange hatte sich Hermann wegen kleiner podagraischer Anfälle, die ihm sehr ungelogen kamen, zu Hause gehalten — langte Herr von Eckhown, wie er schwor, — „der Musik wegen“ — an, und nebenher zu sehen, „wie der Herr Hermann sich befände“. — Mine that in ihrem Zimmer einen heftigen Schrei, da sie den Herrn von Eckhown sah. Er aber, nachdem sie im Hauptzimmer erschienen und ihn kalt begrüßt hatte, betrachtete sie sofort durch's Glas und fand sie „allerliebste"! — und das sagt' er ihr so ohne Rückhalt, als ob sie zum Kauf stände, wo jedem Vorbeigehenden frei stehet, ohne Umstände „allerliebste“ zu sagen.

Es blieb bei diesem „Allerliebste“ nicht. Sie war im Negligé; und da fand er das Band am Busen so sehr der Jahreszeit angemessen — „daß man es nicht besser in Paris hätte wählen können.“ Er steckte seinen Augenknifer ein und schien es dazu anzulegen, Minen mit seinen leiblichen Augen zu erreichen. Er war fertig, sie in nähern Augenschein zu nehmen. — Da nahm Mine ihre ganze Gewalt im Auge zusammen, um ihn zur Erde zu sehen. — Er fühlte diesen Blick, obgleich er ein ganzes rundes Jahr in Paris gewesen war. Er kam daher wieder zurück zu seinem Augenglase und zum „Allerliebste“. —

Mine hatte nichts mehr nöthig, als diesen Zwitter von Franzos und Kurländer zu sehen, um ihn unaussehlich zu finden. Ein Geß dieser Art kann nicht schwer zu entfernen sein, dachte sie, und in Wahrheit, sie dachte sehr richtig; denn mich dünkt, nichts ist einem jeden gutdenkenden

Mädchen leichter, als einen Stutzer, der ein Jahr in Paris gewesen, auf seine Grenze zu bringen. —

Es ist mir unbekannt, ob meine Leser schon einen kurländischen Franzosen oder französisirten Kurländer gesehen haben. Werth zu sehen ist er! Franzos und Kurländer reimen sich, wie Chapeaubas-Hütchen und Stallmeisterstiefel, wie Sonnenschirm und Jagdtasche.

Herr von Eckhowen war außer sich, steckte das Augenglas an seinen Ort und kam wieder auf das „der Jahreszeit so angemessene Band am Busen, das man in Paris nicht besser hätte wählen können“ und wollte schließlich einen Kuß — „zum Abschied“. — Mine warf ihn wieder mit einem Blick zu Gottes Erdboden — den Elenden! der nicht werth war, daß ihn die Sonne beschien. Selbst der alte Hermann schien die Freiheiten, die sich Herr von Eckhowen herausgenommen, zu mißbilligen, aber natürlich erst, als er weit weg war.

Beim Abschied sprach er sogar sein innerstes Bedauern aus, daß das Podagra ihm nicht gestatte, den Herrn von Eckhowen so weit zu begleiten, als dessen Geburt es mit sich brächte; und wegen dieses Umstandes konnt' er nicht aufhören um Verzeihung zu bitten.

Schon den folgenden Tag ward Hermann zur Frau von Eckhowen nach Niendorf gebeten; allein er konnte von diesem Ruf erst den dritten Tag Gebrauch machen. Hermann war noch nie so bitterböös auf's Podagra gewesen als dießmal.

Eckhowen hätte beinahe, wie er sich selbst ausdrückte, den Verstand über Minen verloren! — Dazu, glaub' ich zwar, würde wenig erforderlich gewesen sein, weil er gewiß keine große Summe zu verlieren hatte; indessen sah man aus Allem, daß, so bereift er gleich war, er selten eine „so schöne Gegend“ als München gefunden, obgleich er ein ganzes rundes Jahr in Paris gewesen.

Da er aus dem Blick ihres Auges gesehen, daß Minchen kein bonum vacans, kein erbloses, lediges Gut, wobei der Dieb galgenfrei stehlen kann, sondern zu tugendhaft wäre, um sein „Allerallerliebste“ zu beherzigen, so fand er nöthig, einen andern Weg einzuschlagen und „diese Festung“ — nach seinem Ausdruck — „die nicht im Sturm übergang, durch List einzunehmen“. —

Als Hermann wieder nach Niendorf gekommen war, rief der Junker Dene hinzu und sagte in beider Gegenwart zu seiner Mutter: „Nachdem ich das Testament genau erwogen, find' ich Ihre Scheidung von Denen so leicht nicht, gnädige Mutter, als zuvor.“ —

„Das dacht' ich wohl!“ — erwiderte Frau von Eckhoben in ihrer Unschuld. — „Ein Testament ist und bleibt ein Testament.“ — „Es ist der Wille eines Vaters! eines Gemahls! der letzte Wille“ — bestätigte der Sohn — „und ich glaube nicht, daß Sie sich von Denen so leicht zu trennen im Stande sind.“

Die Mutter würde mehr gesagt haben, wenn nicht der Herr Sohn dieses Drama in Gegenwart Denens und Hermanns aufgeführt. Sie schrieb diesen Umstand auf die Rechnung seines Leichtsinns, allein er gehört' auf ein unwürdigeres Blatt, auf die Rechnung einer niedrigen List. Es war dieses Drama nur die Ausdünstung eines bösen Herzens. Die Mutter blinzte bald mit dem rechten, bald mit dem linken Auge, allein der Sohn ließ den Vorhang nicht fallen, das Stück hatte seine fünf Aufzüge! — Er machte dem Hermann, auf den es bei dieser List angelegt war, so bange, daß derselbe stehenden Fußes Minen verrathen und verkauft hätte, wenn er damit dem Testament eine günstigere Wendung hätte geben können. Dieß war das Ziel, nach welchem Eckhoben's Rede gerichtet war.

Je mehr seine Mutter bei dieser Sache kurz abzubrechen die Lust verspürte, desto weitschweifiger ward er. Die Mutter nahm ihn endlich bei der Hand; — er küßte die Hand und fuhr in seinen Reden fort. — „Wollen wir nicht lieber allein?“ sagte sie. — „Warum, schönste Mutter?“ antwortet' er; „es sind ja unsere Freunde.“

Nach einem sehr ausstudirten Vortrage aller der Schwierigkeiten, warum Dene nicht das mütterliche Haus verlassen könnte, sucht' er mit Fleiß eine Gelegenheit den Hermann allein zu sprechen, um ihn vollends in sein Netz zu ziehen. Herr von Eckhoben that, da er diese Gelegenheit gefunden hatte, als ob sie ganz von ungefähr gekommen oder, wie man sagt, vom Himmel gefallen wäre.

Nöthig hatte er nicht, den Hermann über Denen auszufragen; denn Alles war gegendkundig. Indessen fing er mit erheuchelter Gleichgültigkeit an, von Denen als von einer Sache zu sprechen, bei der man wenig oder nichts verlöre. Dieß wirkte. — Er brachte den Hermann immer weiter, bis er ihn endlich so weit hatte, daß er zu Allem Ja zu sagen warm war; nur Dene mußte von diesem Ja abhängen. — „Was meinen Sie“ — sagte Herr von Eckhoben mit größter Unschuld — „würd' Ihre Tochter wohl Denens Platz bei meiner Mutter — als Gesellschafterin und in der Wirthschaft — vertreten?“ — Kurz, Mine sollte Dene werden — ein Engel ein Teufel! Hermann nahm nicht nur den Apfel vom verbotenen Baum und aß, sondern riß noch einen ganzen Ast mit. Er dankte in tiefster Unterthänigkeit für die „gnädige Versorgung“, und es ward auf Tren' und Glauben verabredet und abgeschlossen, daß Mine die erledigte Stelle der Dene einnehmen sollte.

Herr von Eckhoben brachte den Hermann frumm und gebückt zu seiner Mutter. Er trug die Sache öffentlich vor,

das heißt, in Gegenwart seiner Mutter und Denens, die nun wohl einsahen, warum? Sie lächelten beide; allein sie fanden die Sache an sich sehr überdacht. — Die Mutter hatte nur noch die eine Bedenlichkeit, daß, ehe Mine Dene würde, ihr Sohn sich mit dem Fräulein von Sommerfelden verheirathen sollte. Sie behauptete dergleichen Dinge zu verstehen. Und endlich, nach vielen Zweifeln und Auflösungen, blieb es dabei, daß er sich, ehe Mine zur Mutter zöge, wenigstens öffentlich verlobt haben müßte. Für's Erste sollte Hermann, dem unter dieser Bedingung sein Ja gegeben ward, Minens Ja abholen. Allein dieser Plan ward abgeändert. Herr von Eckhowen entschloß sich selbst in hoher Person Minens Ja abzuholen. — „Wenn gleich Mädchen“ — behauptete er — „nicht eher nach Niendorf herziehen soll, als bis ich verlobt bin, so kann ich doch mit ihr den Contract vollziehen und ihn, um eine feste Bindung zu haben, verfiten.“ Hermann war einverstanden und die Uebrigen auch. „Der Feldzugsplan ist gut und kann nicht fehlschlagen!“ dachte Herr von Eckhowen und freute sich auf das süße Vergnügen, Minen „Ja“ sagen zu hören. Wer hört nicht gern Mädchen-Ja's! —

Den andern Tag hielt der Junker vor Hermann's Thür. Er machte jetzt einen ganz andern Auftritt als im ersten Akt. Der Knoten war geschürzt. Wer den Vogel im Käfig hat, bedarf keines Vogelleims. Ohne ihr Band am Busen der Jahreszeit angemessen zu finden, ohne die Exclamation „allerliebste!“ — trug er Minen, die auf diesen Antrag nicht im mindesten vorbereitet war, das bewußte Brodstellchen ganz harmlos an. — Vielleicht würd' ein weniger kluges Mädchen als Mine drei Schritte zurückgetreten und Bedenkzeit nachgesucht oder wohl gar „Ja“ gesagt haben. Mine sagte „Nein!“ — ein so offenes Nein, ein so kurzes und gutes Nein, daß Herr

von Eckhoben nicht weiter das Herz hatte, auf ein „Ja“ bei diesem „hartschäligen“ Mädchen (wie er es zu nennen pflegte) zu bestehen. Hermann war bei dieser Anwerbung nicht gegenwärtig. — Herr von Eckhoben, der von Minen „Ja“ hören wollte, fand sie auch schön beim „Nein“.

„Ich beklage“ — sagt er, ihre Hand ergreifend — „ich beklage meine Mutter, meine liebe, meine schöne Mutter, die schönste, die ich kenne. — Wissen Sie, Mine“ — fügte er fast flüsternd hinzu — „es fährt mir durch Mark und Bein, wenn mein Finger noch so leise den Ihrigen tippt. — Eine aller-, aller-, allerliebste Mutter!“ — fuhr er dann lauter fort. — „O!“ — setzte er wieder leise hinzu — „der Saum Ihres Kleides macht mich schon glücklich!“ — Sein Auge redete weiter. — Es war so unverschämt, so ungezogen als möglich! Viele Leute glauben zwar, daß man mit dem Auge nicht ungezogen sein könnte. O, die Pariser! — Mine, empört über seine Unverschämtheit, kehrte ihm sofort den Rücken und verließ stumm das Zimmer. — Herr von Eckhoben reiste — wuthschnaubend — unverrichteter Sache ab. Hermann reiste mit und kam, sobald Herr von Eckhoben zu seiner „Braut“ abging, wieder heim. — Da that er Minen eine Frage, die ihr durch die Seele ging. — „Wie gefällt dir denn der Herr von Eckhoben?“ — fing er an. — Allein Mine besaß keine Fassung auf diese außer dem Gebiete des vierten Gebots liegende Frage zu antworten. Sie vergaß hiebei den Vater im Kuppler und sprach so gewaltiglich, so zudringlich, daß sie den Hermann aus aller Fassung setzte. — „Solch einen Antrag“ — fing Mine an, ihre Zunge ward feurig — „solch einen unverschämten Antrag mir! War ich denn auch nicht einmal eines gefirniften, eines verkleideten werth? Mußte mir denn dieser Entwurf ganz wie er war und nicht einmal zerkrümelst dargelegt

werden? Mir! — Zwar wäre mir die Bosheit auch in ihrer Larve nicht entgangen; ich hätte das Gift auch im Wein erkannt, und, wenn ich zu schwach gewesen, wahrlich! Gottes Engel hätten mir den Vorhang aufgezo- gen, wenn er noch so künstlich wäre gewebt worden! Aber diese Dummdreistigkeit im Laster! — o Gott! o Gott!“ — Sie brach in lautes Schluchzen aus. Hermann rang die Hände, schlug an seine Brust und versprach, sie nicht zu verrathen und zu verkaufen: sie nicht zu vertauschen, auch selbst — was konnt' er mehr versprechen? auch selbst — „wenn ich drüber Denen verlieren soll!“

Diese Bußandacht bewegte Minen das Herz. Sie fiel dem Alten um den Hals, sie weinte, sie betete, sie versprach ihn mit ihrer Hände Arbeit zu ernähren und ihren Bruder Benjamin, der bald aus der Lehre treten würde, zur Beisteuer zu bequemen, um — ohne Denen leben zu können. „Diese Hände“ — sie faltete sie und sprach so feierlich als wenn sie einen Eid ablegte — „diese Hände sollen Tag und Nacht arbeiten! Wie ein Vater sich erbarmt über seine Kinder, so wird sich Gott erbarmen über uns, wenn wir ihn fürchten — wenn wir auf seinem Wege wandeln, seine Rechte halten und darnach thun. Ich will Nacht und Tag zu Gott emporkufen! Ich will eine Nähsschule halten; ich will beten und arbeiten bei Brod und Wasser. — Ich will Alles, Alles versuchen, was ehrlich und recht ist, vor Gott und Menschen.“ — Mine sagte dieß mit solcher Zuversicht, daß Hermann nicht weiter in sie drang. Er wiederholte sein Versprechen langsam, bedächtig, als schwöre er einen Eid, Minen zu behalten, auch wenn er Denen darüber einbüßen müßte. So weit aber konnt' es Mine nicht bringen, daß er nicht mehr nach Niendorf — zur Frau von Eckhomen reiste, die ihn wieder sehr dringend eingeladen hatte.

Mine nahm die Gelegenheit wahr, da sie ihren Vater auf dem rechten Wege glaubte, ihm ihre Verbindung mit mir so deutlich zu machen, daß nur noch die Worte fehlten: Ich bin mit Alexander verlobt, wir sind Eins. — Mit Fleiß eröffnete sie ihm Aussichten, wodurch er Denens wegen entschädigt werden sollte; so glaubte sie (wie sie mir schreibt) ihn „im Geistlichen und im Leiblichen“ gewonnen zu haben. — „Vergessen Sie Ihre Tochter nicht“ — sagte Mine, da er von ihr Abschied nahm — „Gott, wird Sie auch nicht vergessen, wenn Ihnen Hilfe, Trost, Rath — noth ist.“ — „Es bleibt bei meinem Versprechen“ — erwiderte der Alte und schwur wieder mit einem Blick.

Hermann ging nun wieder nach Niendorf und blieb den ganzen Tag fort. Mine war voll guter Hoffnungen; und diese gab sie, so sehr sie gleich das lange Ausbleiben des Vaters befremdete, doch noch den ganzen Tag, den Abend, die Nacht, den folgenden Mittag nicht auf. Da aber der Alte auch den Mittag drauf noch nicht nach Hause kam, stiegen wieder Wolken oder Ahnungen auf. Sie wartete noch bis zum Mittag des folgenden Tages; und nun ward es Minen mittagsklar, daß ihr Vater so viel Zeit nicht bedürfe, um zurückzugehen. Gegen Abend kam ein Brief von Hermann! — Mine wußte schon, ehe sie ihn öffnete, was drin war, und meine Leser werden es auch wissen. Er lautete: „Ich bin krank; — komm, deinen Vater zu sehen; — denn vielleicht — stirbt er, — damit er dich segne.“

Das war der abscheuliche Inhalt eines Briefes, den ein Mann schreiben konnte, in dessen Mark Giftgift verborgen lag, das oft, eh' er sich's versah, aufgährte; der mit feierlichen, Gott anrufenden Blicken geschworen hatte!

Mit diesem Brief kam ein sehr gemeines Fuhrwerk, um Alles desto glaubwürdiger zu belegen und die Sache

desto klüglicher zu machen. Man wollte durch diesen Einfall den vorigen zu plumpen Plan ausputzen.

Mine, die Alles durchschaute, schrieb sehr kalt an ihren Vater, bedauerte seine Zufälle, kommen würde sie nicht, die Ursachen müßten ihm erinnerlich sein; sie hoffe, er würde sein Versprechen erfüllen, und hiermit: „leben Sie wohl!“ —

Dieser Brief, welchen Herr von Eckhowen aufgefangen und dem Boten zuerst abgenommen und gelesen hatte, machte dem Hermann natürlich sehr viel Mühe, um sich herauszuwinden. Das Wort von der Hoffnung, daß Hermann sein Versprechen erfüllen würde, welches Mine in ihrem Brief eingestreut hatte, machte seiner Auslegungskunst die meiste Mühe. Herr von Eckhowen sowohl als Dene wollten daraus herleiten, daß er zweien Herren diene. Dieser saure Schweiß bei der Auslegung brachte den Hermann auf eine höchst ungerechte und unnatürliche Art wider Minen auf. Kaum hatte er mit genauer Noth diese Briefstelle gerettet und die hohen Anwesenden durch allerlei Lügen überzeugt, daß er nur einem Herrn diene, so war ihm auch nichts mehr heilig. Der Satan fuhr in ihn. Er wollte Gift mischen und wußte es nur nicht gleich anzufangen. Da entdeckte er dem Eckhowen meine Verlobung mit Minen als den einzigen Grund ihres Neins. — Die Sache ward im ganzen Zusammenhang durchgesprochen und nachdem er meine Mutter, meinen Vater und mich (Herr von Eckhowen erinnerte sich meiner haarklein) in Lebensgröße dargestellt, so ward beschloffen, meiner Mutter Minens Liebesverständnis mit mir zu entdecken, ihr einen von meinen Briefen, welchen der Alte zu beschaffen versprach, in der Urschrift beizulegen und Minen alle Auswege abzu-

schneiden, den Stricken so vieler Teufel zu entkommen. —
Arme, arme Mine!

Hermann kam, um seine Krankheit desto wahrscheinlicher zu machen und Minen desto sicherer in's Verderben zu stürzen, erst nach drei Tagen nach Hause. Was Mine während dieser Zeit ausgehalten, ist unbeschreiblich. — Die erste Beschäftigung Hermann's nach seiner Rückkehr war, einen von meinen Briefen an Minen zu entwenden. Dieser Vorposten machte ihm keine Mühe, weil Mine von dieser Seite nichts befürchtete. Vielleicht fühlte ihn dieser Umstand oder vielmehr die Vorstellung, daß Jörn die gute Sache verderben könne. Seine Maske war also Güte und Freundlichkeit. Eine leichte Rolle für einen Bösewicht! Der entwandte Brief ward sogleich an die Behörde, nämlich an meine Mutter, und zwar in Begleitung eines anonymen Briefes versandt.

Ich weiß nicht, ob meinen Lesern mit einem Theile des anonymen Uriasbriefes gedient sein werde, womit diese Rott e Minen bei meiner Mutter anschwärzte, um ihr die letzte Trostquelle zu stopfen. Hermann war dabei der Fähnchenführer; denn obenein rächt' er sich so an meiner Mutter, ohne daß sie wußte, von wannen es kam. — Der Brief, den der Alte ohne Namensunterschrift beilegte, lautete:

„Da lesen Sie selbst, hochzuehrende Frau Pastorin. Sie kennen Bild und Ueberschrift — wahrlich, ein unwürdiger Sohn einer so würdigen, gottesfürchtigen Mutter, die genug für ihn gebetet und gesungen hat! Retten Sie seine Seele, die im Argen liegt, und machen Sie, daß er sie aus dem Argen ziehe und in seinen Händen trage. — Die ganze Gegend und vorzüglich die in derselben, so seine Predigt angehört, ziehen über ihn die Achseln. Aus den Worten: Mann und Weib, du und du, muß man schließen, daß es sehr weit mit ihnen gekommen! — Das beste ist, Wilhel-

minen — den Kauf aufzukündigen und ihr bei Hängen und Würgen alles Einverständnis mit dem Herrn Sohn zu untersagen, der in Königsberg nichts thut als Wilhelminen schriftlich lieben.“

Mein Brief an Minen, den Hermann entwendet hatte und der diesem Schleichhandel den Schein des Rechts beilegte, war wie gewöhnlich treu und herzlich. — Die betreffende, so arg mißdeutete Stelle lautete:

„O Mine, o Weib! du bist mir wie gegenwärtig, und Alles, Alles ist mir gegenwärtig. Denkst du auch dran, wenn wir uns die Augen küßten, als tranken wir sie aus, wenn ich deine Hand so fest an mein Herz hielt, daß du jeden und den allergeheimsten Schlag drin fühlen konntest, den Puls der Liebe —“

Diese Stelle flammerte meine Mutter ein und nahm sie in frommen Beschlag. Zur Seite schrieb sie: „Gedenke nicht der Sünden meiner Jugend und meiner Uebertretungen, gedenke aber mein nach deiner großen Barmherzigkeit!“ — Ueberall, wo der Ausdruck „Weib“ stand, zog sie einen Strich, als zöge sie einen Vorhang. —

Mine konnt' es nicht über ihr Herz bringen, sich bei der Rückkehr des Alten aus Niendorf nach seinem Befinden zu erkundigen. Sein Gesicht war bei aller angenommenen Freundlichkeit so durchsichtig, daß Mine wörtlich ihr Schicksal daraus abnehmen konnte.

Er fing eine Lobrede auf Herrn von Eckhoben mit dem Eingang an: „Wir haben uns geirrt, Mine. Irren ist menschlich. Wir haben uns geirrt. Herr von Eckhoben ist nicht der Herr von Eckhoben, den wir glaubten, sondern ein ganz anderer.“ Der Text der Lobrede betraf seine Verlobung mit dem Fräulein von Sommerfelden und seine erd-, wand-, band-, niet- und nagelfeste Liebe zu ihr.

Nach einer Weile fing er an: „Du kannst nicht glauben, mein Kind, wie du dich durch deine Tugend dem Herrn von Eckhoben empfohlen hast; er hat zum ersten- und zum zweitemal ein Geschenk für dich in der Hand gehabt; allein du hast ihm so viel Achtung eingestößt, daß er es nicht habe wagen dürfen —“

„Ein Geschenk! warum das?“ — Ihre Augen funkelten vor Zorn.

„Beim Geschenk, liebes Kind, fragt Niemand warum?“ — bemerkte beruhigend der Vater.

Mine konnt' und wollte nicht ihren Vater an seine Schwüre erinnern. Sie zitterte vor innerer Erreerung.

„Wenn sich zu seiner Zeit — ein Candidat fände, der dich heirathen wollte“ — fuhr Hermann mit der unschuldigsten Miene fort — „er sollte nicht lange auf ein Pastorat warten dürfen.“ — „Wie so? Hat der Herr von Eckhoben Pastorate zu vergeben?“ — fragte Mine bitter. — „Das nicht, allein die Connektion der Edelleute unter einander“ — Da Mine vor Zorn nichts zu sagen vermochte, fuhr der Alte wieder nach einer Weile fort: „Magdalene wird doch meine Frau!“ — Das war nicht der erste Blitz, der Minen durch's Herz ging. — „Meine Frau!“ — wiederholte Hermann mit Nachdruck; — „ob du aber — ihre Tochter werden willst, hängt von dir ab — die alte gnädige Frau will dich — du sollst ja nichts mit der jungen Herrschaft zu thun haben! — Herr von Eckhoben heirathet, das weißt du doch?“

„Ja“ — sagte Mine — „ich weiß“ —

Wieder nach einer Weile setzte er hinzu: „Er will sogar, wenn du's verlangst, noch herkommen und sich wegen seines ersten Antrages bei dir entschuldigen, den er dir sehr unzeitig gethan. Seiner Mutter kam dieser Antrag zu. Er sieht jetzt seinen Fehler ein.“ — „Wie? mit oder ohne

sein Glas?" — erwiderte Mine so bitter, so todesbitter, daß das weiße Hofmännchen ganz aus dem Concept kam.

Mine war in einer schrecklichen Situation. — Sie sagte, ihre Absicht wäre, ihre künftige Stiefmutter zu ehren; aber nie, nie ginge sie in den Hof zu Eckhowens. — „Mein Leben" — setzte sie sehr lebhaft hinzu — „und meine Ehre sind Eins! —

„So?" — sagte Hermann.

„Ja Vater!" — sagte Mine.

„Und weißt du auch" — er wollte zu drohen anfangen; allein eben zur rechten Zeit fiel ihm seine Maske ein, die er jetzt schon abzulegen nicht für rathsam hielt; er begnügte sich daher großmüthigst, Mine den Bettelstab, Elend und Verachtung zu prophezeien.

Das verfolgte, arme unglückselige Mädchen, an den Rand der Verzweiflung gebracht, entschloß sich ahnungslos, in den Armen meiner Mutter eine Freistatt zu suchen. Sie schrieb an sie. Den Brief, den sie von meiner Mutter erhielt, hat Mine mir nie gezeigt. „Es ist deine Mutter!" schrieb die Holdselige und machte einen — Gedankenstrich.

Ehe sie noch ihren Brief abschicken konnte, kam nämlich ein Brief von meiner Mutter an Mine — die Wirkung des Hermann'schen Uriasbriefes und seiner Beilage. Anstatt der verfolgten Mine, ihrer so wohlgerathenen Schwiegertochter, die Hand zu geben und sie in Schutz zu nehmen, verschwieg meine Mutter diesen ganzen Vorgang meinem Vater. Sie ließ Mine aus besonderer Milde Vorzüge; nur den konnte sie ihr nicht zugestehen, die Frau eines Pastors und die Schwiegertochter einer so ahnenreichen Pastorin zu werden. Dazu kam, daß meiner in dieser Hinsicht sehr streng denkenden Mutter die geheime Art unserer Verlobung als eine große Sünde erschien. Und daß Mine dazu die Hand ge-

boten, konnte sie ihr nicht vergeben. Sie rieth ihr daher, auf die Unerbietungen des Herrn von Eckhoben einzugehen und fügte in Betreff meiner und meines Verhältnisses zu Mine die harten Worte hinzu: „Es wäre Stank für Dank, wenn Sie die Nachbarsrechte so gewissenlos aus den Augen setzen und meine grauen Haare so mit Schimpf und Schande hinab in's Grab bringen wollten. Ich habe etwas im Original gelesen (sie meinte die ihr zugesandte Stelle aus meinem Briefe an Mine) auf dessen Rechnung eine grau gewordene Stelle meines Hauptes gehört. Lasset Alles ehrlich und ordentlich zugehen, das, dächt' ich, hiesse wohl ziemlich klar und deutlich, die Tochter eines noch zu bezweifelnden Literati könne meine Schnur nicht werden. Selbst wenn Sie an der Hand meines Sohnes zu mir kämen, würd' ich für beide über Feld gegangen und nicht zu Hause sein. So was kann nicht geschlichtet, sondern muß gerichtet werden. Ungern hab' ich an Sie geschrieben; allein um nicht Oel zum Feuer zu gießen und das allgemeine Gerede noch gemeiner zu machen, das ohnehin schon in fliegende Blätter ausartet, wie eine Raupe in einen Schmetterling — bloß darum dieser Brief, der erste und der letzte.“

Da war nun Mine von aller Welt verlassen! An meinen Vater sich zu wenden hatte sie kein Herz. Es fiel ihr jener Ueberfall im Wäldchen ein. Dieser hatte bei Mine etwas zurückgelassen, was sie davon abhielt. Sie wollte schon, allein sie konnt' es nicht vollenden. O liebe, liebe Mine, warum nicht?

Unterdessen zogen sich die Gewitterwolken immer schwärzer über ihrem Haupte zusammen. Herr von Eckhoben kam jeden Sonntag von Niendorf nach Isen hinüber in unsere Kirche. Mine sah ihn nie an; allein er sah sie, und wie er sah, das wissen wir schon. Er verlobte sich wirklich mit jenem Testa-

mentsfräulein; den Sonntag darauf war er mit ihr in unserer Kirche und trieb die Sache so weit mit Mine, daß es aller Welt auffiel. Mine hörte, indem sie aus der Kirche ging, von einem hinter ihr Hergehenden zum Nachbar sagen: „Hm! Sonderbar! Der Braut im Gestühl drückt er die Hand und von Jungfer Minchen ließ er kein Auge. Was ist besser, Hand oder Auge?“ —

Hermann ward in dieser Verlobungszeit mit keiner Einladung nach Niendorf beehrt; allein daß er mit Eckhoben in Verbindung war, ergab sich unter anderm daraus, daß sie häufig Briefe wechselten, daß Verschiedenes in die Küche kam, wovon aber Mine keinen Bissen aß, und daß Hermann so gefällig gegen Mine that, daß sie sich vollständig überzeugte: es ginge etwas vor.

Sie hatte schon oft an ihren Bruder in diesen Herzensnöthen geschrieben; jetzt schrieb sie dringender und Benjamin kam. Seine Ankunft konnte bei Hermann um so weniger Verdacht erwecken, da er selbst verlangt hatte, daß sein Sohn in Anlaß der bevorstehenden zweiten Heirath des Vaters zur „Schicht und Theilung“ kommen sollte. Es ist unaussprechlich, wie sich Mine freute, ihres Geliebten Bevollmächtigten, ihrer Liebe Zeugen, ihren Benjamin zu sehen. Sie konnte sich nicht zurückhalten, diese Freude vor den Augen des Vaters aufflammen zu lassen — schön, wie ein Opferfeuer! — Als der Vater in sein Zimmer gegangen war, entdeckte Mine ihrem Bruder mehr, als sie zu schreiben im Stande gewesen. Benjamin kannte sie kaum wieder, so sehr hatte sie sich verändert. „Arme, arme Mine!“ — rief er und sah sich um, ob es auch Hermann gehört hätte. — Die ungewöhnlich starke Correspondenz ihres Vaters mit Eckhoben fiel beiden zu deutlich auf. Benjamin wollte durchaus entdecken, was da betrieben würde. Ohne seiner Schwester etwas davon zu

sagen — er fürchtete offenbar, daß sie's nicht zugeben würde — entschloß er sich, während der Vater gerade einen Nachbar besuchte, dessen Pult zu öffnen und eine Handvoll Briefe zu nehmen. Kaum hatte er einen Blick hineingethan, so rief er seine Schwester. — „Lies“ — sagte er und reichte ihr mit blassem Gesicht und zitternder Hand den Brief. Sie konnte nicht weit kommen; es überfiel sie eine Ohnmacht nach wenigen Reihen. Meine Leser sollen diesen Brief ganz lesen und die Antwort ganz. Der Brief Eckhown's an Hermann lautete:

„Herr, Sie sollen Denen nicht haben und wenn ich Denen selbst heirathen sollte! Ihr krummer Buckel und Ihr Händedruck macht es nicht. — Für was ist was! Ich bin Sohn und will das väterliche Testament aufrecht erhalten. Das will ich! ich will das! Der Herr schreibt nicht hin, nicht her! nicht gehauen, nicht gestochen! Ich muß wissen, woran ich bin, denn ich liebe Ihre bildschöne Tochter zum Entsetzen. Das Mädchen hat Verstand wie ein Engel, oder besser wie ein Teufel. Gegen mich ist sie ein Teufel. Damit Sie, lieber Hermann, sich Alles zurückerinnern, worauf es bei der Sache ankommt, so bitt' ich, ja nicht zu vergessen und zu versäumen, Minchen alle zwölf Stunden, und wenn es auch öfter wäre, zu sagen, daß ich Fräulein von Sommerfelden heirathe und zwar aus lichterloher Liebe. — Sie wissen es anders, lieber Freund, allein Mine braucht es nicht anders zu wissen. Wenn ich nur nicht müßte! — Es ist wenigstens ein zehnfaches Muß, das eilfte sag' ich keinem als Ihnen, meinem vertrautesten Freunde! Ich habe Reiseschulden und die will ich mit ihrem Gelde bezahlen. Sagen Sie selbst, wie mir bei der Trauung zu Muthe sein müßte, wenn ich nicht auf den Trost Ihres Engels rechnen könnte. Ich knirsche mit den Zähnen vor Liebe und vor Wuth, daß ich

so schlecht gespielt habe. Wenn gleich anfangs nicht ich, sondern meine Mutter Minen den Antrag gethan, hätt' ich gewonnen Spiel gehabt; allein alsdann könnten Sie, Freund, Ihre Kunst nicht zeigen, Alles wieder in Ordnung zu bringen. Kurz, Herr, so wahr ein Teufel in der Hölle und ich ein Cavalier in Kurland bin — und das ist viel gesagt — Dene ist nicht die Ihrige, wenn Minchen nicht die meinige ist! Eine Hand wäscht die andere. Wird aber Mine Dene — Sie verstehen doch deutsch? — so sollen Sie von meiner Mutter, nämlich von ihrem Wittwengehalt, so lange Sie leben achtzig Thaler Albertus haben. — Gelt, das schmeckt? — Außerdem geb' ich Ihnen ein- für allemal noch zweihundert Thaler Albertus, sobald Minchen sich zum Ziele fügt. Es müßte mit dem feuerspeienden Drachen zugehen, wenn ich nicht Minchen bewegen sollte. — Nur her, Herr Magister, und das Uebrige wird sich finden wie eine auswendig gelernte Predigt. Wenn Minchen sich weigert, wie sich ein Ast weigert, wenn man Kirschknospen pflücken will, so ist noch ein Mittel. Ich denke doch, Sie wissen, was ein Cavalier in Kurland vermag, und daß er, wie Könige, lange Hände hat? Drei verschwiegene Kerls zu Hand- und Spanndiensten sind auf einen Wink hier und dort und da. — Das Beste aber wäre, Sie brächten Minchen im Guten her. Ich bin nicht etwa in sie verliebt, o nein! ich bin in sie verrückt, und das kommt wohl zum größten Theil davon her, daß ich eben Bräutigam bin und den Verliebten spielen soll (eine verdammte Rolle!) bei einer Braut, die mir so unerträglich ist, und die mir noch unerträglicher wäre, wenn ich nicht eine Mine hätte, bei der ich mich erholen könnte. — Einen so langen Brief hab' ich, seitdem ich schreiben kann, nicht geschrieben. Wäre Minchen nicht der Inhalt, so müßte mich der Teufel plagen, so viel zu schreiben.

Mein Testamentsfräulein soll, bei meiner Seele! — keinen über sechs Reihen besitzen. Haben Sie nicht was Gutes von „Liebesbriefsteller“, damit ich daraus ein paar Briefe für die Sommerfelden abschreiben kann? Ich habe aus vielen Gründen und auch darum an Sie geschrieben, weil — weil ich dich kenne, du verzagter, argwöhnischer Hund! Nun hast du doch was Schriftliches in der Hand und kannst mich — wenn ich nicht Wort halte — vor allen Gerichten knebeln. Keinen Wein, oder ich heiße nicht

— — von Eckhoben.

Wenn meine Leser die saubere Antwort auf diesen kurisch-französischen Brief lesen wollen, hier ist sie:

Hochwohlgeborner Herr und Gönner!

Gnädiger Herr Baron und Gönner!

Ew. Hochwohlgeboren werden gnädigst zu verzeihen geruhen, daß ich gleich anfänglich in aller Ehrfurcht bemerke, wie ich bei dieser Sache keinen Einfall anzubeißen weiß, und wenn's mir das Leben kosten sollte. Die Ochsen stehen, mit Ew. Hochwohlgeboren Erlaubniß, am Berge. — Der Auftrag, womit Ew. Hochwohlgeboren mich zu beehren geruht, zeugt von so vielem gnädigen Zutrauen, daß ich beschämt bekennen muß, nie auf so viel Gnade gerechnet zu haben. Mienen (verzeihen Ew. Hochwohlgeboren, daß ich mit dem Namen meiner Tochter den Punkt anhebe) hab' ich Alles gesagt, was ein redlicher Vater seiner in's Verderben laufenden Tochter nur bei dieser Gelegenheit sagen kann. Sie bleibt indessen bei dem, was Ew. Hochwohlgeboren schon wissen. Ich habe leise und laut geredet, sauer und süß, Böses und Gutes gezeigt, Finsterniß und Licht; was hat's geholfen? Sie bleibt bei ihrem Eigensinn. Es wär' also mein Rath, daß Ew. Hochwohlgeboren sich gnädigst noch ein-

mal bemühen zu uns zu kommen, und Hochselbst einen Besuch zu künfteln. Wie würd' ich mich freuen, wenn er einschläge! Sollte auch dieser Vorschlag vergebens sein, so muß ich schon — auf die drei verschwiegenen Kerls votiren. Indessen bitte ich, ihr diese Widerspenstigkeit nicht nachzutragen, sondern ihr sogleich zur bewußten Brotstelle zu verhelfen und mit der Zeit sie ihrem zukünftigen Seelenhirten als Pastorin zu überliefern. Ew. Hochwohlgeborenen können sich ganz sicher darauf verlassen, daß ich nicht zum erstenmal bei einer solchen Gelegenheit, wo drei verschwiegene Kerls dabei sind, in Dienst gewesen; nur bei einer Tochter, ich muß es zu meiner Schande bekennen, dürfte es mir schwer werden. Meine Tochter ist auf keinen Schatten von Verdacht gefallen, und da ich, wie ihr bekannt ist, mit der Jungfer Dene in einem Liebesverhältniß stehe, so kann es sie nicht befremden, daß ich in dieser kritischen Zeit mehr schreibe, als ich sonst zu schreiben gewohnt gewesen. Von Liebesbriefen im neuen Geschmack ist mir wohl außer dem bewährten Calander nichts bekannt; indessen wenn es Ew. Hochwohlgeborenen gar zu viel Mühe machen sollte, so stehe ich sehr gern zu Befehl, und lege auch zu diesem Ende ein Pröbchen nach eigener Weise bei.

Ich ersterbe, nachdem ich die Hand des Gebers mit den aufrichtigsten Wünschen, daß es ihm reichlich wiedervergolten werde, geküßt, mit der tiefsten Ehrfurcht

Ew. Hochwohlgeborenen,
meines gnädigen Herrn Barons und hohen Gönners,
ganz unterthänigster Knecht und Diener
Hermann.

Es fanden sich auch noch ein paar kurze Briefe, worin der Termin zur Entführung angesetzt war. Hermann wollte alsdann von Hause sein und Mine sollte nöthigenfalls mit

Gewalt fortgeschleppt werden. Der alte Herr wünschte nichts sehnlicher, als daß er die zweihundert Thaler Albertus verdienen möchte. Bei diesem väterlichen Wunsch schreibt er in dem letzten Brief: „Ich thue jetzt, wenn's sein muß, auf alles Geld Verzicht, wenn Ew. Hochwohlgeboren Minen gutwillig bereden könnten. — Ich habe sie ehegestern durch's Schlüßelloch beten sehen und hören. O! gnädiger Herr, ich würd' ein unglücklicher Mensch zeitlebens sein, wenn diese Entführung übel für Minen ablaufen sollte. Um Alles wünschte ich, daß Mine nicht so kräftig, so mächtig, als ich sie durch's Schlüßelloch sah und hörte, wider mich beten möchte. Da muß Donner und Blitz wüthen, wowider sie betet. — O, gnädigster Herr, Sie werden sie wohl gutwillig an Ort und Stelle bringen!“ — O du Bösewicht! Kannst du deine Tochter durch's Schlüßelloch behorchen, wenn sie mit Gott allein ist, wenn sie betet? — Gerechter Gott! Was giebt es doch für Creaturen auf dieser Welt! —



Neuntes Kapitel.

Fluchtversuch.

Nach diesem Allen, was konnte für ein anderer Entschluß gefaßt werden, als — zu fliehen? — Ohne Geld, ohne Beistand? Schrecklich! — Was hülfte es aber dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewönne und nähme Schaden an seiner Seele, oder was kann der Mensch geben, damit er seine Seele löse? — Mine war entschlossen und Benjamin ward ihr Alexander. — Mine, dieß war das Resultat einer langen Berathung, sollte zu Fuß nach dem benachbarten Flecken gehen, wo Benjamin beim Meister in der Lehre war. Da sollte Benjamin Wagen und Pferde besorgen; und sie käme alsdann von da nach Mitau, zu einem Auerwandten ihrer seligen Mutter. Um Alles desto geheimer zu machen, sollte Mine zuerst allein gehen. Nach Mitau wollte Benjamin sie begleiten und von dort Minen wieder allein mit einem Fuhrmann nach Königsberg schicken, nicht zu mir, sondern nach Linden, einem Landpfarrdorf in der Nähe von Königsberg, wo ebenfalls Verwandte ihrer seligen Mutter wohnten. Von da aus wollte sie einen Brief zu seiner Zeit an mich richten, daß ich käme und sie im Schooß

ihrer Freunde spräche. — Dieser Plan ward bebetet und besungen. Es bricht mir das Herz, wenn ich daran denke. Arme Mine! ich hätte doch davon wissen sollen!

„Und wann?“ — fragte Mine. — „Am Dienstag, Schwester; am Sonntag kannst du noch Gott in seinem Hause anseh'n, daß er mit uns sei und vor uns her eine Wolken- und Feuer säule ziehen lasse.“ — „Gott, o Gott!“ — sagte Mine und rang ihre Hände, aus denen ein kalter Angstschweiß drang: — „Gott, du weißt! — Leite mich! führe mich! verlaß mich nicht! — Ich gehe deinen Weg, ich hoff' auf dich! — Vater und Mutter haben mich verlassen, aber der Herr nimmt mich an. Hier bin ich, mach' es mit mir, wie's dir wohl gefällt.“

Hermann war in Gedanken weggegangen und kam in Gedanken zurück. In Wahrheit, er hatte Ursache zu denken.

Mine war nachgebend gegen ihren Vater, ohne eine Lüge, auch nur mit dem Auge, zu begehen; dieß brachte ihn zu Ruhepunkten — zu Hoffnungen, jene Thaler Albertus in der Lotterie zu gewinnen.

Benjamin drang auf die Berechnung wegen des Erbtheils von der seligen Mutter, weil er nicht Zeit hätte, sich länger aufzuhalten. Diese Berechnung währte keine Stunde. Sein Erbtheil war auf den Fingern abzuzählen: es war nicht viel. Da Benjamin sehr bat, weil er der Gewerkslade Geld zu zahlen hätte, ihm den wenigen Muttertheil baar auszuzahlen, so zeigte ihm Hermann die Unmöglichkeit. — „Ich will, wenn du es durchaus und durchall nöthig hast, an den Herrn von Eckhoben schreiben, mir dieses Ansehen auf Abschlag Denens zu geben.“ — Mine stieß ihren Bruder an, der es sogleich ausschlug.

„Mit solchem Gelde“ — sagten sie, da sie wieder allein waren — „würden wir nicht weit kommen.“ — Benjamin

hatte vor, dieses Geld seiner Schwester mitzugeben. Jetzt mußte der letzte Weg eingeschlagen und Minens Kleider und viel von ihren Sachen, welche ohne Aufsehen weggenommen werden konnten, verkauft werden. Benjamin besorgte dieß mit einer unbeschreiblichen Behutsamkeit. Er brachte zehn Thaler Albertus zusammen. Mine bat ihren Bruder herzlich, noch ein paar Tage zu bleiben; allein er konnte nicht — sondern befahl sie dem Schutze Gottes. — „Dein Mann“ — sagte er — „ist Gottes Liebling und du bist es auch; ihr seid beide fromm! Wie kann euch Gott verlassen? Euch, seine Kinder!“ — Sie weinten, da sie schieden. — „Zum letztenmal im väterlichen Hause, lieber Benjamin — wo ich die erste Thräne weinte, wo“ — sie konnte vor Thränen nicht mehr. — „O Schwester“ — fing er nach einer Weile an — „du warst von jeher weit — weit besser als ich! Alexander und du haben mich zum Menschen gemacht. O Gott! wenn ich denke, wie du dich nicht bloß des Viehes, sondern der Pflanzen, der Blumen auf dem Felde erbardest; wenn ich denke, wie du dich nicht satt sehen konntest an dem grünen Grase und an den gelben Blümchen; wenn ich denke, wie du mich batest, die Rinnen zu öffnen, wenn sie verstopft waren, damit das arme Wasser, wie du sagtest, nicht aufgehalten würde; wenn ich bedenke, daß ich dir oft dergleichen Bitten abschlug und dir den Rücken kehrte, wenn du von mir so was — Himmelschütiges batest; wenn ich denke“ — „Laß dieß,“ fiel ihm Mine ein; „du warst nie böse; denke vielmehr an all’ die Orte, wo wir oft unschuldig saßen und Salat für unsere fromme selige Mutter lasen, und wo wir mit Alexandern herzlich froh waren, mit Alexandern! Denk’, wo wir rothe und weiße Johannisbeeren pflückten, und ich euch den Saft mit Zucker zubereitete und wir uns einander sagten, wenn es uns herzlich schmeckte: zweierlei Wein, rother und

weißer! Denk' an meine Liebe zu Alexandern und an seine zu mir! Du bleibst hier, Bruder. Laß mich jetzt Uebergabe halten, ich will Alles in deine Hände geben." — Sie machten sich, ohne daß es der Vater merkte, beide auf und gingen zum Grabe der Mutter. Als sie daselbst angelangt waren, sagte Mine: „Oft habe ich hier gebetet, oft Gott gedankt; denn hier hat er mich manche seelenfrohe Stunde erleben lassen!" — Sie knieten beide auf's Grab und weinten bitterlich. — —

Als sie aufstanden, sagte Mine: „Bruder, ich beschwöre dich bei der heiligen Asche unserer Mutter, die auferstehen wird am jüngsten Tage, daß du dieß Grab ehrest. Pflege es, warte sein. Gehe oft hin und, wenn der Vater Hochzeit hält, vergiß nicht, auf diesem Grabe zu weinen. — Wenn dich Gott aus Kurland ruft, es ist möglich — gieb dieß Grab in die Hände deines Vertrauesten; beschwöre ihn, wie ich dich beschworen habe, daß er sein pflege und warte. O liebe, liebe Mutter! bald, bald werde ich dich wiedersehen! Ja, Benjamin, bald werde ich sie sehen und sie von dir herzlich grüßen. Ich übergebe dir diesen heiligen Ort, wo ich mit Alexandern getraut bin, mit deinem Freunde! Gott gab uns zusammen, Menschen wollen uns scheiden; — allein sie sollen es nicht! — weiß Gott, sie sollen es nicht! — Was meinst du, Benjamin?" — Benjamin schluchzte: „Sie sollen es nicht!"

So schieden Benjamin und Mine aus dem väterlichen Hause. — Er reiste am Freitag gegen Nacht. Mine befand sich den ganzen Sonnabend in einer schrecklichen Lage. Ihr Vater hätte ihr das sturmlaufende Herz ansehen müssen, wenn er ein Auge für seine Tochter gehabt hätte. Sie war mehr als unruhig; ein Aufruhr in jeder Ader; das

Blut schien alle Aderdämme brechen zu wollen. Doch sie selbst schreibt mir von dieser Stunde:

„Gott sei gelobt und gebenedeit! ich habe überwunden! ich bin wieder ruhig! — O lieber Mann, man hat mir erzählt, daß, ehe die letzte Todesangst eintritt, jeder Sterbende entsetzlich unruhig sei; da er nichts weiter kann, soll er das Deckbett reißen — unsere Mutter riß es nicht. — So, lieber Mann, war ich gestern; ich riß das Deckbett und warf mich gräßlich, bald zur Rechten, bald zur Linken. — Allein nach dieser Unruhe folgt bei Sterbenden, was — der Name des Herrn sei gelobt! — bei mir folgte: — sanfte, sanfte Ergebung. — Ich ging noch mit einem aufgewiegelten Herzen, mit siedendem Blut. Alle Adern schienen mir den Dienst aufzusagen und wollten springen. — So ging ich in die Kirche zu deinem Vater — zum letztenmal! Ich sah deiner Mutter Stuhl. Verzeihe, lieber Mann. Es schwoll mir das Herz. Das eine fromme Frau! das eine heilige Sängerin! dachte ich; — da kam deine Mutter. — Sie grüßte mich, allein so verstohlen, als ob sie diesen Gruß vor der Gemeinde bergen und ja nicht merken lassen wollte. Die Predigt war eine Arznei für mein Herz! Es war recht als ob dein Vater von meinem Entschluß wußte. Bis dahin war jeder Nerv in mir gespannt; kein Schlaf hatte die letzten zwei Nächte mein Auge gebrochen, kein Gebet brach es — es war starr! — Mein Blut schlug Wellen. Diese Predigt bedrohte den Wind und das Meer, und es ward ganz stille. Sie war wie auf mich gemacht, Wort für Wort auf mich. Er kam mit den Worten auf die Kanzel: „„gehe aus deinem Vaterlande und von deiner Freundschaft und aus deines Vaters Hause in ein Land, das ich dir zeigen will.““ Mir war es, als ob die ganze Gemeinde nun wüßte, daß ich weggehen würde. Ich blickte nach dem Stuhle meines Vaters. Gottlob — er

war leer. — Die Stimme Gottes an Abraham war mir ein sicheres Geleit, ein Paß auf meine Reise; ich war gefaßt, getrost — und so heiter, als wäre ich schon angelangt.

Der eigentliche Text zur Predigt war Ebräer im dreizehnten Kapitel der vierzehnte Vers: Wir haben hier keine bleibende Statt, sondern die zukünftige suchen wir!

Alles auf mich! — Du kannst dir deinen Vater vorstellen, der auch nicht in Kurland zu Hause ist. Er redete mitten durch's Herz. So hat er noch nie gepredigt. Es war Seelenspeise auf den Weg. — Er predigte, als wenn er auch schon den Abend von hinnen ziehen sollte. Es war ein Wink für mich, in diesem Gotteshause Abschied zu nehmen, wo wir unser Glaubensbekenntniß vor dem Altar ablegten und auch oft zu Gott in der Höhe schwuren: Wir werden uns lieben, bis vor deinen Thron! — O Gott, dieser Abschied war mir so rührend! und wie rührend aus No. 5 zu gehen, wo ich so oft geseffen, wo ich so oft einen überzeugten Mann hatte Gottes Wort reden hören, wo ich so oft inbrünstig gesungen und gebetet, wo ich dich hatte predigen hören, mein Lieber! — Gott sei für Alles gelobet und gebenedeiet! Ich betete für dich und für mich — und riß mich endlich von No. 5 los, um nach Hause zu gehen, da mir deine Mutter in's Auge kam. Was weiß ich, ob sie's mir hat ansehen können, daß ich geweint hatte, oder ob etwas anderes die Ursache war: sie grüßte mich liebevoll. Zum letztenmal, dachte ich, und eine Thräne stürzte aus meinen Augen! — .

Da ich zu Hause war und die Predigt deines Vaters und den liebevollen letzten Gruß deiner Mutter mir wiederholte, überfiel mich der Gedanke, deinen Eltern lieber Alles zu entdecken. Aber — wer steht dir, dachte ich, für den

Erfolg? Für deinen Vater war mir zwar seine Predigt Bürge geworden; indessen schlug der Eifer deiner Mutter für den Stamm Levi diesen Gedanken nieder. Die feste Verabredung mit Benjamin, die Gewalt, die sich ein kurischer Cavalier beilegt — und endlich das Wäldchen, wo dein Vater uns getroffen, waren Beiträge zur Entkräftung meines Muthes. — Ich kämpfte lange, endlich siegte der Zweifel.“ — —

Mine packte noch das Uebrige zusammen, berichtigte jeden Dreier, wo sie etwa für Milch oder für Früchte etwas schuldig war, schenkte ihren Pathen im Dorfe viele Säckelchen, die ihr auf der Reise nichts helfen konnten.

„Du packst ja, Mine?“ — sagte Hermann, indem er sich am Sonntage an den Tisch, der mit Schöpfenfleisch und weißem Kohl besetzt war, hinsetzte.

„Ich räume auf“ — antwortete sie.

„Schön, mein Kind; es ahnt dir vielleicht ein Besuch.“

„Ein Besuch?“

„Es könnte sich zutragen, daß Herr von Eckhoben käme. Wenn es sich zutrüge, liebe Mine, wenn — folge deinem Vater und sei gefällig.“ —

Sie hatte kein Wort im Vermögen; allein sie war so ruhig, daß Hermann diese Ruhe fühlte und sie zu seinem Vortheil entgegennahm. Er klopfte ihr auf die Wange und sagte: „Du bist doch ein hübsches, gutes Mädchen und wirst eine Pastorin werden zum Küssen.“ Auch darüber entrüstete sich Mine nicht mehr. Sie blieb ruhig. Hermann zählte in Gedanken schon die Judasthaler. —

Als Mine auf ihr Zimmer ging, überfiel sie die Angst, daß Eckhoben vielleicht seinen Plan abgeändert und der Ueberfall noch diesen Abend erfolgen könnte. Zwar sagte ihr der Alte, daß er morgen selbst nach Niendorf fahren

würde. Minchen's Befürchtungen wurden aber hierdurch nicht im mindesten widerlegt. Sie war für den äußersten Fall auch zum Aeußersten entschlossen. Sie bat Gott um die Erlaubniß, im Nothfall sich das Leben zu nehmen und that zu diesem Zweck ein großes scharfes Messer, das sie besaß, neben sich in ihre Bibel. Nach einem namenlosen Seelenschmerz legte sie sich auf ihr Bett in Kleidern und betete:

Soll diese Nacht die letzte sein
In diesem Jammerthal,
So fähr mich, Herr, im Himmel ein
Zur auserwählten Zahl!
Und also leb und sterb ich dir,
Du starker Zebaoth,
Im Tod und Leben hilfst du mir
Aus aller Angst und Noth!

Sie legte es nicht an zu schlafen; denn daran war nicht zu denken. — Sie wollte nur ruhen; — auch das konnte sie nicht. Alle Augenblicke sprang sie auf. Je näher aber zum Morgen, desto ruhiger ward sie. Sie fing an einzusehen, daß sie sich vergebens gefürchtet hatte.

Da kamen Pferde und Wagen nach ihrem Vater, und diese brachten ihr die verlorene Ruhe mit. Hermann machte sich reisefertig, trat zu ihr und sagte: „Lebe wohl, Mine.“ — „Leben Sie wohl, Vater — leben Sie wohl!“ —

„Was fehlt dir? du weinst ja?“

„Ach Gott!“ — seufzte sie.

„Mine, überdenk' Alles, überleg'! du bist klug! Du jammerst mich! Mine überleg'! — Leb' wohl!“ —

„Leben Sie wohl!“ — sagte das arme Kind noch einmal und wandte sich ab. —

Als der Vater weggefahren war, rief sie Regine, das Hausmädchen, befahl ihr das Haus und sagte ihr, sie habe

noch einen Gang vor. „Ich“ — fuhr Mine fort — „werde diese Nacht nicht zu Hause kommen!“ Und nun ging Mine aus ihres Vaters Hause in ein Land, das ihr der Herr, wie sie glaubte, zeigen würde. Ihre Füße und Hände zitterten; indessen fand sie sich durch den Gedanken gestärkt, daß sie den Anschlägen der Bosheit entginge.

Sie fand an dem bestimmten Orte ein Wägelchen und zwei Pferde. Ohne zu fragen, wie und wohin? setzte sie sich auf. Alles verstand einander. Der Fuhrmann hatte selbst nicht nöthig, die Pferde zu ihrer Schuldigkeit aufzuschreien. Es ging Alles seinen Gang. Sie fing an freier zu athmen. Sie hätte schlafen können, so ruhig war sie.

Sie kam in den Flecken, wo Benjamin war. Vortrefflich! dachte sie, Alles plangemäß, da der Wagen vor Benjamin's Wohnung hielt. Allein ihren Bruder Benjamin fand sie nicht. Anfangs fing sie an zu zweifeln, ob sie Benjamin nach der Verabredung vorfinden sollte oder nicht? Ihr Kopf, das heißt ihr Gedächtniß, hatte sehr gelitten; sie fragte sich, ob Ja oder Nein? und da sie noch mit Ja und Nein kämpfte, fing eine Frau, die ihr entgegengekommen war, an: „Sie werden sich doch nicht erschrecken?“ — Die gewisste Art, uns einen Schreck beizubringen! — „Gott!“ rief Mine und glaubte, sie sei verrathen und verkauft. Da erfuhr die Unglückliche, daß ihr Bruder in den letzten Zügen wäre. Sie zitterte zu ihm hin: und da sie an sein Bette trat und seine Hand nahm — schlug er mit Heftigkeit auf sie zu. — „Was Gewalt? Dene! — wie, Gewalt? Bluthund! ich werde dir Gewalt lehren! Gegen Minen Gewalt, du Aftermutter?“ — Er sprang aus dem Bett; und da er sich weder im Guten noch im Bösen beruhigen ließ, so mußte der arme Fieberfranke gebunden werden und — Mine davon Augenzeuge sein!

Der Meister, der hinzugekommen war und sich einbildete, daß Mine, bloß weil sie von Benjamin's Krankheit gehört hätte, da wäre, erzählte ihr, daß Benjamin gleich am Freitage, als er von Ilsen zurückgekommen, über Kopfweh geklagt. In der Nacht hätte er eine grausame Hitze bekommen, und diese hätte Sonntag Abend seinen Verstand völlig zerrüttet. — In seiner Phantasie hätte er: „Rett' sie! rett' sie, die arme Schwester!“ gerufen. „Seht ihr nicht Räuber? Diebe? Rettet sie! rettet sie!“ — und dann alle Augenblicke: „Spannt an! sie kommt! spannt an!“ — Und dann wieder hätte er die Hausfrau bei der Hand genommen und geklagt: — „Ach liebe, liebe Frau, was ich auf meinem Gewissen habe. — Sind wir auch allein? Ihnen will ich's wohl entdecken! — Ich kann keine Vergebung der Sünden haben — ich bin ein Höllebrand! Und wissen Sie, warum? Ich habe meinen Vater nicht todtgeschlagen, und das hätte ich sollen!“ — „Was er redet, sind lauter Flicken, liebe Jungfer“ — sagte der Meister — „es kann kein Mensch ein Kleid daraus machen. Sie sehen doch, wie er leider ist. Er kennt ja seine eheliche Jungfer Schwester nicht.“

Mine, die wohl einsah, wie Alles dieses zusammenhing, und die noch überdem sehr leicht herausbringen konnte, daß ihr unglückliches Schicksal ihren Bruder so sehr angegriffen, daß er in die entsetzliche Krankheit, die einen Menschen auf eine Zeit lang aus dem Buche der Menschen streicht, gefallen — machte sich bittere Vorwürfe. „Ich bin schuld an seinem Tode! Ich legte ihm mehr auf, als er tragen konnte!“ — Mine war so von Mitleiden und Kummer durchdrungen, daß sie nichts mehr als ein „Erbarm' dich, Gott!“ über das andere ansprechen konnte. — Indessen mußte sie — um jeder Verfolgung zu entgehen — an die eigene Weiterreise denken. „Stirbt er“ — sagte sie zu den

bewegten Leuten, die ihren Lehrling mit Thränen in den Augen gebunden hatten — „stirbt er, werd' ich ihn finden — in den Wohnungen der Gerechten! — Bald, bald werd' ich ihm folgen. — Hilft ihm Gott, wie ich hoffe und bete, so bitte ich ihm zu sagen, daß ein Frauenzimmer bei ihm gewesen, die ihre Hände zu Gott aufgehoben, da man die seintigen gebunden hätte, die „Gott erbarme dich!“ gerufen.“ — Sie konnte nicht ausreden — so bewegt war sie. — Sie ging und kam wieder, faßte ihn an und sagte: „Benjamin!“ — Er sah sie mit starrem Blick an, wollte sich losreißen — konnte nicht; und sie ging, betrübt bis in den Tod. —

Benjamin hatte die Reise nach Mitau nicht bestellt. Mine sah sich genöthigt Alles selbst zu besorgen. Sie traf Anordnungen, schloß mit einem Fuhrmann Contract und reiste nach Mitau. —

Kurz vor der Stadt hatte Mine einen neuen Schreck, gegen den Alles, was sie am Krankenbett ihres Bruders erlitten, nach ihrem Ausdruck wie gar nichts war. Sie war gerade abgestiegen, weil der üble Weg diese Wagerleichterung nothwendig machte. Sie suchte sich grüne, schöne Stellen im Walde aus, wo sie ging und wo sie mit den Vögeln des Himmels den Schöpfer lobte, in dessen heilige Hände sie sich befahl. Da sprengte plötzlich und unbemerkt ein Reiter auf sie zu, der sie steif ansah. Und wen sollte man wohl weniger vermuthen, als den Herrn von Eckhoben? Er war es selbst! er selbst! — Kein Erdbeben kann so erschüttern, als dieser Anblick Minen. Sie verlor gleich auf der Stelle alle Kraft, Stärke und Macht. Sie sah sich ohne Rettung in des Mörders Händen. Schon wollte sie in die Knie sinken und von dem Bösewicht den Tod als die einzige Gnade erbetteln. Mörder dieser Art sind aber so menschlich nicht, umzubringen. Sie morden Seelen, Gewissen! Ihr

felen die Worte unseres Herrn und Meisters ein: „Hebe dich weg, Satan!“ —

Da kam ein Wagen gefahren, eine elegante Kutsche. In diesem Wagen saß seine Verlobte und Frauenzimmer ihrer Verwandtschaft. Eckhown hatte also keine Zeit, Minen näher anzusehen. Auch war sie in der Zwischenzeit von allen Aufregungen, die sie durchgemacht, so elend geworden, daß er sie durch den Schleier, den sie trug, nicht erkannte. Nachdem er sie einen Augenblick fixirt, sprengte er zum Wagen und sagte zu den drinstehenden Damen: „Allerliebste Augen! Ich kenne nur noch ein Paar der Art!“ — Unfehlbar eignete sich die Braut dieses Compliment zu, das aber Minen gehörte. Alles lachte ohne End' und Ziel im Wagen über dieses Abenteuer, und Eckhown mußte Schande halber sich beim Wagen, der sich zur Linken wandte, halten. Indessen sandte er unvermerkt einen seiner Diener Minen nach, sie zu examiniren: wohin? und woher? Mine, welche zwar in diesem Vorfall, daß Eckhown wie mit Blindheit geschlagen schien und sie verließ, auf's Neue gesehen hatte, daß sie auf Gottes Wegen wäre, konnte sich doch von diesem Umstande nicht erholen. Es kam Alles Schlag auf Schlag.

Da sie den Abgesandten des Satans erblickte, that sie einen Schrei, der diesen Inquirenten mit erschreckte. Sie wußte nicht seinen Auftrag und stellte sich nichts anderes vor, als daß er sie fortschleppen würde. Der Abgesandte hielt Minen für keinen Bissen, der einer Jagd werth wäre. Und wie konnte man auch alles Wild fangen, was Herr von Eckhown aufjagen ließ? Ermüdet von dergleichen Aufträgen, gab sich der Abgesandte zufrieden, als er von Minen: „Nach Mitau, zu meiner Muhme!“ heraus hatte, kehrte zurück und log seinem Befehlshaber das Uebrige zu, um diesen Roman fein säuberlich zu endigen.

Durch diesen Vorfall war Mine so außer Fassung gebracht, daß sie nicht einmal Gott danken konnte. Es war ihr Alles wie im Traum. Kurz vor Mitau fand sie sich wieder und rang ihre Hände zu Gott. „Der dich behütet, schläft und schlummert nicht,“ dachte sie; „in Finsterniß ist er dein Licht! Die dir nachstellen, erschrecken sehr und werden zu Schanden plötzlich.“ — So dachte Mine und freute sich, daß Bibel und Gesangbuch seit einiger Zeit ihre Hauptbücher, ja ihre einzigen Bücher gewesen. „Dein Wort“ — rief sie — „ist meines Fußes Leuchte und ein Licht auf meinen Wegen!“

Mine kam nach Mitau. Ihre Anverwandten, die sie bald ausfragte, waren in der traurigsten Verfassung. Sie hatten in der Nachbarschaft einem Cavalier ein Stück Land abgepachtet und, da an die möglichen Unglücksfälle nicht ausdrücklich im Contract gedacht war, so mußten sie von Heller zu Pfennig bezahlen und den Schaden ersetzen, obgleich er vom Himmel kam.

„Der liebe Gott hat's gethan,“ sagten die armen Leute vor Gericht; allein die Richter behaupteten „von Rechts wegen“, daß dieser Contract ohne den lieben Gott gemacht wäre. — Die Armen! Alles, was sie an und um sich hatten, ward ihnen genommen. Anstatt, daß Mine also von diesen Armen Beistand erhielt, ließ sie ihnen noch etwas von ihren Sachen.

Die unglücklichen Leute hatten einen Sohn, der „Pastor an der Grenze war“ — wie sie sich ausdrückten. „Wenn er lieber was anderes wäre,“ wünschten sie, „dann würden wir eher Hülfe von ihm erwarten können.“ Mine befragte sie, ob sie denn schon Proben von seiner Härte hätten? — „Härte können wir es nicht nennen“ — erwiderte die Frau. „Er hat sich nur das Beten statt des Gebens so angewöhnt,

und freilich kommt man dabei am wohlfeilsten ab.“ — Ihr alter Mann aber meinte, so schlimm sei er doch nicht. Geben sei gut, aber Beten sei auch gut. Und er rieth Minchen, zu dem Schwager seiner Frau nach Linden zu reisen, welches einige Meilen hinter Königsberg liege. Das war auch gleich anfangs Minchen's Plan gewesen. Sie wollte möglichst rasch außer Landes, um einer etwaigen Verfolgung zu entgehen.

Die ehrlichen Unverwandten halfen die Sache mit einem preussischen Fuhrmann berichtigen, und da Mine ihren Freunden von ihrer Geschichte so viel, als ihnen zu wissen nöthig war, entdeckt hatte, blieb die Hauptsache eine geschwinde Abreise.

Minens Verwandte gaben ihr einen Brief nach Linden in Preußen und sagten ihr auch, daß daselbst ein sehr lieber Pastor sei, der ihr mit Rath und That beistehen könne. Sie kam glücklich über die Grenze und bis nach — Königsberg. — Sie erschrak über diesen Ort. „So groß!“ — sagte sie zu den Fuhrleuten. Es war der nämliche „Major“ und der nämliche „Junker“, die mich nach Königsberg gebracht hatten und die gewöhnlich zwischen Mitau und Königsberg hin und her fuhren. — Mine schlief also in Königsberg auf der nämlichen Stelle, wo ich geschlafen hatte. Sie lenkte das Gespräch auf die hohe Schule und immer weiter und weiter, bis die „Majorin“, die Frau jenes Fuhrmanns, selbst von mir anfang. Der „Major“ hatte mich längst vergessen. Ueberhaupt schwächt nichts so sehr das Gedächtniß, als Reisen. — Die Frau gab so viele einzelne Umstände an, daß Mine mich vor sich sah. Hätte Kummer und Elend und vorzüglich der Ueberfall des Bösewichts diese Arme nicht so sehr zurückgesetzt, ich glaube, die Liebe hätte ihre Gründe, mich nicht zu sehen, überwunden. Jetzt überwand die Gründe. „Was würde Alexander's Mutter sagen?“ dachte

fie. „Sie nannte mich eine Verführerin! Könnte ich es nicht werden? — Und unter welchem Namen sollte ich? — unter wessen Schutz? Was würden seine Bekannten von mir denken, von ihm sagen? Wie und wo soll er mich sehen?“ — Mine, die überall auf Gottes Wegen ging, hatte schon der Fuhrmannsfrau gesagt, daß sie keinen Verwandten in Königsberg hätte, und daß sie nach Linden wollte. Eine gewisse jungfräuliche Delikatesse, die, selbst wenn sie Schwäche wäre, unserm Geschlecht angenehmer als Stärke ist, gab jedem ihrer Gedanken Nachdruck. Sie überlegte nochmals die Möglichkeit mich rufen zu lassen. Aber es blieb beim „Nein!“ „Könnte man nicht denken, ich wäre feinewegen? — Nein, nein! Er kann und wird mich sehen, im Schooße meiner Verwandten — und sterbe ich — in der seligen Ewigkeit!“

Mine reiste den andern Tag nach Linden und hielt vor dem Hause des ihr verwandten, aber ganz unbekanntem Mannes. Alles wie ausgestorben! Sie erfuhr, daß diese guten Leute weggezogen seien in eine andere Stadt, nachdem der Vater des Hauses vor Kurzem gestorben. So war München wieder ganz allein und verlassen in der kalten Fremde. Müde und krank von der Reise entschloß sie sich, zum Pastor zu gehen und sich ihm offen zu vertrauen. Dieser Pastor war in der That ein Mann, der nicht bloß betete, sondern auch arbeitete, der nicht bloß lehrte, sondern auch gab.

Er fand Mine „verehrungswürdig“, nachdem sie ihm gleich nach ihrer Ankunft einen Theil der Geschichte ihrer Reise erzählt. Dabei erblühte sie, wie eine Rose; allein sie fiel auch so hin, wie diese. Während sie noch mit dem Prediger sprach, brach sie zusammen und war — nach all der Erschöpfung Leibes und der Seele — einer Ohnmacht nahe.

Es ist — glaubt mir, lieben Freunde — mit Leben und Sterben eine besondere Sache. Der Mensch bringt zwar die Ursache seines Todes mit auf die Welt — er stirbt so zu sagen an seiner Geburt; — allein man könnte doch behaupten, daß der Tod immer wie ein Dieb in der Nacht, immer wie ein Blitz komme, und daß man in gewisser Art jederzeit und auch alsdann noch plötzlich sterbe, wenn man gleich — an einer zehrenden Lungenkrankheit stirbt.

Mine sank zu Boden. Der gute Prediger hob sie auf und sprach ihr nach Kräften zu. Allein er sah, daß ihr das Herz gebrochen war. Der Bote des Friedens ließ sie nicht von der Hand und bat sie, daß sie sich gleich in's Bett legen möchte. Er werde ihr sofort seine Tochter zu Hülfe schicken.

Minchen legte er so lange auf ein Kannapee und eilte hinaus. In wenigen Augenblicken kam seine Tochter Gretchen, ein Mädchen von neunzehn Jahren. Sie grüßte die Kranke herzlich, aber mit zartfühlender Rücksicht, ohne sie etwas zu fragen. Sie half ihr sich erheben und geleitete sie, ja trug sie fast in's Bett. Die arme Kranke faßte sehr rasch ein gutes Zutrauen zu diesem freundlichen, gutmüthigen Wesen und bat sie, als sie sich ausgekleidet und ruhig im Bette lag, den Vater zu rufen.

Der Prediger kam und Mine erzählte, nachdem Gretchen hinausgegangen, dem rechtschaffenen Geistlichen ihren ganzen Lebenslauf. Nachdem sie Alles gebeichtet, fühlte sie ihr schwer beladenes Herz erleichtert und gelichtet. Der redliche Mann stärkte und tröstete sie. Er billigte ihre so „lilienkeusche Liebe“ — wie er sie zu nennen die Güte hatte; und, was er nur Mienen an ihren gebrochenen Augen ansehen konnte, ward ihr gebracht. Nur vermied er es, seine Frau, die Pastorin, zu ihr zu lassen. Es neigte dieselbe sehr zur Schwermuth, und man mußte Alles entfernen,

was diesem Temperamente Nahrung gab. Bei ihrem letzten Wochenbett war nämlich einer von den drei schönen Lindenbäumen, die vor dem Pastoratshause standen, ausgegangen. Dieß hatte die gute Hanna, so hieß sie, sich so zu Gemüthe gezogen, daß vorzüglich jeder Lindenbaum sie gleich zum Tieffinn brachte. Die gemeinen Leute im Dorf nannten die Krankheit der armen Pastorin eine „Lindenkrankheit“. Sie suchte und fand auch in anderen Vorfällen Anlässe zur Traurigkeit und Nahrung für ihre Schwermuth. Sie hatte sich eingebildet, daß jener eine Lindenbaum vor dem Pastorat, da er in ihrem Geburtsjahre gepflanzt worden, nunmehr ihren baldigen Tod ankündige. So weinte sie denn oft am hellen, lichten Tage. Und der arme Prediger, welcher anfangs alle Mittel angewandt hatte diese Krankheit zu heilen, sah wohl ein, daß sie nicht heilbar wäre. — Oft mußte er ihr sogar die Bibel wegnehmen. Denn sie war nicht aus den Klagegliedern Jeremiä, den sieben Bußpsalmen und der Offenbarung Johannis herauszubringen; und im Gesangbuch waren die Sterbe- und Abendlieder ihre Sache. — „So komm doch einmal auf einen grünen fleck, Hanna!“ — sagte der kreuztragende Mann; allein sie blieb, wo sie war. Sie sah in jedem Grün — die Linde vor ihrem Hause.

So durfte man sie denn nicht zu Mienen lassen, namentlich da ihre Schwermuth mitunter bis zu Ausbrüchen kam. Dann waren ihre Begriffe alle durcheinander. Aber Gretchen war immer um und bei der Kranken.

Der Zuspruch des Predigers hatte Mienen unsäglich wohl gethan. Sie war nach einem tiefen, tiefen Schlaf verhältnißmäßig munter. Dieß kann man auch bei einer großen Krankheit sein. Man sah, daß ihr Geist heiter war und daß er nicht zu sein und zu leben aufhören würde, wenngleich der Körper dahinstechte. Ja, er war so sehr dem

Körper überlegen, daß der Prediger mir später versicherte, dieß wäre sein Beweis von Unsterblichkeit. „Oft“ — sagte er — „habe ich dieß gefunden und noch öfter hätte ich's finden können, wenn nicht — die meisten Seelen im Concurse stürben, d. h. im letzten Augenblick von zu viel Schuldnern überlaufen würden, die sie nicht befriedigt, so lange sie auf dem Wege dieser Welt waren.“

„Was meinen Sie, lieber Pastor“ — sagte Mine am andern Tage mit Rücksicht auf mich und ihr Beichtbekenntniß zum Prediger — „was meinen Sie, soll ich ihn noch sehen?“ — Ihre früheren Bedenken hatte sie jetzt alle aufgegeben. — Der Prediger war für, der Arzt wider. Es war betrübt anzusehen. Sie wollte mit ihrem Arzt darüber sprechen; allein das konnte sie nicht. Sie hatte noch kein Wort unmittelbar mit ihm wechseln können. Er war nämlich sehr harthörig — und eines der Hauptübel, die sich bei Minen äußerten, war kurzer Athem und Brustschwachheit. Da man dem Arzt Minens Wünsche in's Ohr schrie, widerrieth er. „Nur ja nichts“ — setzte er hinzu — „was sie angreift! Der erste Blick ihres Freundes würde ihr letzter sein. Die geringste Spannung würde ihre Nerven in Stücke reißen.“ —

Mine war es zufrieden, oder mußte es zufrieden sein, da der Prediger dem Arzt beitrug. Sie erholte sich, allein nicht zum Leben, sondern zum Tode, wie sie selbst bemerkte; indessen dankte sie ihrem Arzt mit einem Händedruck. Zuweilen stand sie auf und sah hinüber nach dem Friedhofe, der in der Nähe vor ihren Fenstern lag. Die Kreuze auf den Gräbern waren alle mit einer kleinen, in die Höhe stehenden Tafel bezeichnet, worauf ein Spruch stand. Die Tochter des Predigers mußte sie lesen gehen und sie Minen erzählen — das Auge reichte nicht so weit. Auf einer der

Tafeln standen die Worte Hiob 7. V. 2, 3: Wie der Knecht sich sehnet nach dem Schatten und ein Tagelöhner, daß seine Arbeit aus sei, also sind mir elender Nächte viel worden.

Auf dem Grabe eines Andern stand der Spruch: Der Gerechten Seelen sind in Gottes Hand und keine Qual rühret sie an.

Mine eignete sich diese Denksprüche zu. Sie dienten ihr als Stammbuch; und jedes Grab brachte sie auf das Grab ihrer Mutter. Oft machte sie, wenn sie so dalag, die Augen dicht zu, um, wie sie sagte, mit ihrer Seele in nähere Bekanntschaft zu treten und zu versuchen, wie es ihr nach dem Tode sein würde. — Sie pflegte zu Gretchen, des Pfarrers Tochter, dann halb scherzweise zu sagen: „Da war ich eben über drei Stunden zur Probe todt.“ —

Es war den 13. April — ein Tag, da sie sehr munter war, und da sie zu Gretchen sich ansah: „Mich dünkt, liebe Freundin, es geht mir, wie dem Könige Hiskias. Ich hörte schon die Stimme: Besichle dein Haus, denn du wirst sterben und nicht leben bleiben, — und nun geht wie es scheint der Schatten hinter sich zurück, zehn Stufen am Zeiger Ahas, die er war niederwärts gegangen.“ — Sie freute sich, daß es ihr besser ginge. Sie wollte nicht für sich, sondern für mich leben. Mine und Grete waren diesen Morgen sehr froh mit einander; allein wahrlich eine kurze Freude! Denn Mine und das ganze Haus hatten einen Schreck, der Minen auch den letzten Herzensrest gab. —



Zehntes Kapitel.
Verfolgung.

Um die Sache in ihrem Zusammenhange zu zeigen, müssen wir aus den Vorhöfen des Himmels in die arge böse Welt zurück und zusehen, was unterdessen in Kurland geschehen war.

Minens Vater hatte, als er damals, kurz vor ihrer Flucht, nach Niendorf gefahren war, einen scharfen Kampf mit Eckhown gehabt. Dieser warf ihm in harten Worten vor, daß er Mine nicht „weichherziger“ — wie er sich auszudrücken beliebte — gemacht. — „Was will denn die Närrin!“ — schrie der Verrückte. Schon eine Viertelstunde nach Hermann's Ankunft brüllte er dieß: „Was will sie?“ — dem Alten in's Ohr.

Um aus der Noth eine Tugend zu machen, war Hermann es „ganz unterthänigst“ zufrieden, daß Gewalt für Recht gehen und Mine dem Herrn von Eckhown als ein Schlachtopfer zu Füßen gelegt würde. „Ich hoffe doch“ — sagte der kriechende Hund von Vater — „daß Alles dabei ehrlich und ordentlich zugehen werde; — denn wahrlich, hochwohl-

geborener und gnädiger Herr Baron — es ist ein Mädchen, das sterben könnte, ehe man es sich versähe; und — wer wollte dann Vater sein!“ —

„Versteht sich“ — sagte Eckhown — „ehrlich und ordentlich — ich werde doch, Herr, zum Teufel! wissen, mit einem Mädchen eine Comödie zu spielen! Hat der Herr schon gehört, daß die Personen im letzten Act eines Lustspiels sterben? Und — ein Lustspiel — hört der Herr? — ein Lustspiel soll es werden!“ —

Dieses „Lustspiel“ wäre am Dienstag, als Mine auf und davon war, vollendet worden. Allein Herr von Eckhown mußte nolens volens seine „Braut“ zu einem ihrer Anverwandten, der bei Mitau wohnte, begleiten. — „In zwei bis drei Tagen bin ich wieder hier“ — schrie er noch vom Pferde dem alten Hermann zu. Sie hatten sich in die Hände geschlagen. Wenn Alles gut ginge, sollte es bei den zweihundert Thalern Albertus bleiben. „Gott gebe, daß es gut geht“ — sagte Hermann mit einiger Herzbeflemmung.

Von der unerwarteten Begegnung Eckhown's mit Mine in jenem Walde sind meine Leser unterrichtet. Würde Eckhown Minen nahe bei Mitau vermuthet haben, und hätte sein Diener, den er ihr nachsandte, ihm hiervon auch nur die entferntesten Spuren zurückgebracht, das Gelächter im Wagen würde ihn damals eben so wenig von ihren Augen abgebracht haben, als Gottes Wort in der Kirche. Sein Herz hing damals in der That an Minen, und eben weil es, so viel solches bei ihm möglich war, an ihr hing, verfolgte er jenes Mädchen nicht weiter, das nach seiner Einsicht bloß Minens Augen hatte und von dem er nicht ahnte, daß sie es selbst war.

Hermann reiste unterdessen von Niendorf nach Hause, um Alles zu der Gewaltthätigkeit vorzubereiten. Regine hatte von Minens Entfernung dem Hermann keine Nachricht ertheilt. Zwar hatte Mine ihr nur gesagt, daß sie die Nacht nicht heimkommen würde; indessen dachte Regine, als Mine länger ausblieb: wer weiß, was für ein Zufall sie bindet! Hermann fand die unbesorgte Regine und statt Minens folgende Schrift, die auf seinem Schreibpult lag, von Minens Hand: „Sie wissen selbst, mein Vater, daß ich nicht aus Tücke des Herzens aus meines Vaters Hause gegangen, in ein Land, das Gott mir gezeigt hat! — Sie wissen Alles! Ich bin Ihre Tochter! Gott verzeihe es mir, wenn ich jetzt oder jemals die Achtung aus dem Auge verloren, die ich nach Gottes Gebot einem Vater schuldig bin. — Mein Weg geht, wie ich fühle, zum Himmel ein. Ich habe zu viel Angst, zu viel Kummer erlitten, um hoffen zu können, eher als vor Gottes Thron bei meiner seligen Mutter glücklich zu sein! Ich bitte Gott, daß ich Sie einst auch da finden möge, mein Vater, da, wo Ruhe ist. — Sie haben mir auf volle acht Tage Ausgabegeld gegeben; die Rechnung vom Sonntag und Montag liegt auf Ihrem Schreibtische. Reginen habe ich Geld auf zwei bis drei Tage zurückgelassen, hier ist das Uebrige vom Wochengelde beigelegt. — Sollten Sie, mein Vater, wider all mein Vermuthen, von den Sachen im Hause etwas missen, so muß Regine davon Anzeige thun können, die indessen, wie Sie wissen, die Ehrlichkeit selbst ist. — Ich gehe — das können Sie sich leicht vorstellen — mit schwerem Herzen, o Gott! mit wie schwerem Herzen von hier. An diesem Briefe habe ich drei Tage geschrieben. Thränen beziehen mir so die Augen, daß ich auch jetzt nicht sehe, was ich schreibe. — Gott sei mir gnädig! Verzeihen Sie alle meine Fehler, wodurch ich

Sie in meiner Jugend betrübt habe. Meine Entfernung rechnen Sie nicht unter die Fehler, die ich Ihnen abzubitten schuldig wäre. Wenn Sie nicht glauben wollen, daß mich Gott zu gehen geheissen hat, so lassen Sie sich von dem Herrn Pastor die Predigt vom vorigen Sonntag geben. Die Frau Pastorin müssen irgend welche Verleumder, das weiß ich, wider mich aufgebracht haben. Sie ist eine gute, verehrungswürdige Frau, meine geistliche Mutter, die mich über die Taufe gehalten hat — ach! — — Gott, der Herr, segne sie! Ich küsse ihr und dem Herrn Pastor, dem Boten Gottes, die Hand. Gott wird ihn so in seinem Letzten erquickten, als er mich vorigen Sonntag in meinem Letzten in Isen erquicket hat.

Lieber Vater, sagen Sie diese Stellen der Frau Pastorin vor und danken Sie dem Herrn Pastor tausendmal, tausendmal! Setzen Sie mich, mein Vater, in die Güte, in das fromme Andenken der Frau Pastorin zurück. Schlagen Sie mir diese letzte Bitte nicht ab, und dann — noch eine nicht: das Grab meiner Mutter in Ehren zu halten! Wenn Sie Denen heirathen, lassen Sie sie nicht verächtlich von meiner Mutter reden. Verdoppeln Sie Ihre Liebe gegen meinen Bruder Benjamin. Er ist jetzt das einzige Kind, das von einer Mutter stammt, die im Himmel ist. — Grüßen Sie ihn von mir tausendmal. — Grüßen Sie alle, die sich meiner zu erinnern die Güte haben. — Verfolgen Sie mich nicht, denn ich gehe auf Gottes Wegen. Regine ist so unschuldig an meiner Entfernung, als die Sonne am Himmel. Grüßen Sie auch Reginen von mir. Ich bitte Reginen ab, daß ich sie wegen meiner Flucht getäuscht habe. — Gott lasse es Ihnen Allen, Allen wohl gehen zeitlich, geistlich und ewig wohl! Wenn der Herr von Eckhoben seine Gemahlin treu lieben wird, nur dann wird er glücklich sein. Gott sieh

das Herz an, und alle guten Leute, die Gottes Bild an sich tragen, desgleichen. Ich wünsche auch ihm alles, alles Gute! Hiermit leben Sie wohl, Alle, Alle — wohl!“ —

* * *

Hermann war in der That gerührt — weinen konnte er nicht. Schon wollte er den ganzen Handel mit Eckhomen wieder aufgeben und zu meinem Vater gehen und seine Sünde in den Schooß seines Beichtvaters bekennen.

Diese Bußgedanken wurden aber bald zerstreut. — „Nimmt mir Herr von Eckhomen Dene, was hebe ich an? Graben mag ich nicht, doch schäme ich mich zu betteln.“ — Dieß setzte er seinen Bußgedanken entgegen, und wenn sie gleich nicht völlig in die Flucht geschlagen wurden, so waren sie doch wenigstens wankend gemacht. Je weiter er dem Vorfall nachdachte, desto mehr befestigte sich sein Entschluß, sich unter die gewaltige Hand des Herrn von Eckhomen zu demüthigen. Sein letzter Vorsatz war, dem Herrn von Eckhomen, der, wenn er wollte, ihn ganz und gar an den Bettelstab bringen könnte, Alles zu entdecken und — sich ihm auf Gnade und Ungnade, auf Tod und Leben zu ergeben. Er nahm den Brief der Tochter mit (die Hand zitterte ihm, da er ihn angriff) und ritt nach Niendorf zum Herrn von Eckhomen.

„Aun, Teufel!“ war der Willkommen.

„Hochwohlgeborener, gnädiger Herr! hier!“ —

„Was?“ — Herr von Eckhomen nahm und las. — „Blitz! Donner! Feter! Wetter! wo ist die Bestie?“ — schrie er.

„Gnädiger Herr, verzeihen Sie“ —

„Ach was! Er ist toll!“ —

„Wie Ew. Hochwohlgeboren befehlen“ —

„Die Bestie, frage ich, wo ist sie?“

„Das ist Gott allein bekannt!“ —

Nach einem langen Mißverständniß kam es heraus, daß der abgesandte Diener Jakob die „Bestie“ war, von der Eckhown redete. — „Ich bin ihr ja begegnet! — im Walde! Gewiß und wahrhaftig, sie war es!“ — schrie Herr von Eckhown.

„Ketten! — Jakob! — wo ist die Bestie?“ — Jakob kam, und nach den entsetzlichsten Flüchen wurde Jakob in Eisen geschmiedet. Dieser Kerl, mit dem ein kurzer Prozeß gemacht ward, schien der Ableiter der Wuth des Herrn von Eckhown zu sein. Er erholte sich ein wenig und fuhr dann nochmals den Diener an: „So lang ich sie nicht habe, sollst du so liegen, Bestie!“ — Das war das Urtheil.

Es wurden nun sofort Steckbriefe und Boten zu Fuß, zu Pferde und zu Wagen ausgesandt. — Alle kamen zwar ohne Mienen zurück, allein nicht ohne Spuren, welchen Weg sie genommen. Es ward völlig klar und deutlich ausgemittelt, daß sie nach Linden zu ihren Verwandten gegangen sei. Hermann, wie es sich von selbst versteht, hatte zu dieser Klarheit und Deutlichkeit einen Familienbeitrag geliefert. Er stand in den Augen des Herrn von Eckhown da als ein Gefängnißwärter, der eine Staatsverbrecherin hat entfliehen lassen. Indessen begegnete ihm Eckhown, der zu seinen Absichten auf Hermann noch mehr als einen Anschlag in petto hatte, leidlich — das heißt er schlug ihn nicht vor die Brust, er spie ihm nicht in's Gesicht, er hob seinen Fuß nicht auf wider ihn. —

„Was ist zu thun?“ — frug Eckhown das ganze Haus. Und Niemand wußte, was zu thun wäre. Sie war eben

über die Grenze entwischt, und bis dahin schien der Arm der kurischen „Gerechtigkeit“, auch die Polizeimacht des Herrn von Eckhoben-Miendorf nicht zu reichen. Endlich fiel es ihm ein, ein Gutachten von ein paar Rechtsgelehrten, die ihren Schnitt verstanden, für Geld und gute Worte einzuziehen. Diesen Zween ward noch ein Dritter zugesellt, um die Sache von allen Enden zu fassen; und der Herr „Baron“ dirigierte. — „Die preussischen Staaten hat uns der Teufel zur Nachbarschaft zugemessen!“ — sagte Eckhoben. — „Ja“ — setzte einer von den Dreien achselzuckend hinzu — „und aus der Hölle ist keine Erlösung!“ —

Dies juridische Consilium eröffnete nun seine Session, und Hermann ward als Beisitzer hinzugezogen. Die Sache mußte in höchster Eile betrieben werden. Einer der Rechtsgelehrten schlug vor, an den großen König selbst zu schreiben. — „Das wäre am gerathensten“ — meinte Hermann — „denn er ist das in Preußen, was der Herr Baron auf Ihren Gütern sind.“ — Herr von Eckhoben war für dieses Compliment in höchsten Gnaden dem Hermann wohl beigethan. — Die andern zwei Rechtsgelehrten brachten aber nach wohlserwogenen Bedenken ein „Anschreiben an die Landesregierung in Königsberg“ in Vorschlag, mit welcher die kurische Regierung in freundnachbarlichem Vernehmen stünde. Und dieses Votum ging durch. — Der Edelmann in Kurland hat nämlich das „Recht“, wenn ihm sein „Untertan“ entläuft, ihn innerhalb vier und zwanzig Stunden zu nehmen, wo er ihn findet. Das hochweise Collegium sah Minen als eine „Untertanin“ des Herrn von Eckhoben an, und Niemand fiel ein Wort zum Widerspruch ein. Als man über die hochpeinliche Angelegenheit in die Kreuz und Quere disputirte, fielen allerlei juristische Hobelspäne. Man vertiefte sich in den Gedanken, wie es ehemals in dergleichen

Angelegenheiten mit dem Großherzogthum Litthauen und mit Livland gehalten worden und jetzt gehalten werde. Jedenfalls wurde ein Gesuch an die Landesregierung in Mitau beschlossen, kraft dessen Mine als eine Unterthanin „vindicirt“ werden sollte. Man hoffte dabei um so eher auf einen Erfolg, als Mine ohne Legitimation entflohen, in Preußen, auf ihren etwaigen Stand befragt, sich doch nicht ausweisen könne, wobei Hermann betonte, daß seine Tochter sich ohne sein Zuthun emancipirt habe und nun die Folgen selbst tragen müsse.

Gleichzeitig richteten die sauberen Herrn an den „durchlauchtigsten Herzog“ ein devotes Schreiben, in welchem sie — unter Beilegung ihrer Klageschrift — sich darauf beriefen, daß unter seiner Regierung Kurland als frei und gerecht weit und breit bekannt sei, und daß, wenn man in dieser Criminalsache nicht streng sei, die Folgen unberechenbar werden könnten.

In der Klageschrift selbst ward ausgeführt, daß „besagte Wilhelmine — die schon lange durch unerträglichen Stolz und Ungehorsam gegen den Vater sich hervorgethan — es für gut befunden, weil dieser sie bei der Frau von Eckhowen habe in den Dienst geben wollen, sich auf flüchtigen Fuß zu setzen und bei dieser Gelegenheit diebischer Weise verschiedene Sachen im Hause an sich gebracht, die sie theils im Dorfe verkauft, theils in natura mitgenommen.“ Dafür wurden Zeugenaussagen von Dorfsleuten angeführt, von denen sie für jene entwandten Sachen Geld zu ihrer Reise entnommen. Die „Größe des Diebstahls“ werde erst die mit der „Käuf-
lingin“ zu haltende Untersuchung feststellen. Besonders gravirend für sie sei aber auch der Umstand, daß ein Diener des Herrn von Eckhowen, den derselbe, um die Sache gütlich in's rechte Geleise zu bringen, ihr nachgesandt, als er die-

selbe in einem Walde habe fassen wollen, auf Wilhelminens Zureden von ihrem Fuhrmann, der ein starker Kerl gewesen, gepackt und gewürgt worden sei. Ja, der Jakob Kegler — so hieß der Diener Eckhowsen's — habe ausgesagt, daß er nur durch schleunige Flucht jenem Mordversuch entgangen sei, zu welchem die Läuferin den Fuhrmann anstachelte. Auch habe sich in ihrem Zimmer ein von ihr in der Eile vergessenes Nordmesser gefunden, das auf die böseste Absicht schließen lasse. Auf abgelegenen Straßen habe sie überhaupt ihren Weg nach Preußen gesucht, ein Zeugniß ihres schlechten Gewissens, so daß man an dieser Sache die Tücke des Herzens dieser Unglücklichen in ihrem ganzen häßlichen Umfange erblicken könne, um so mehr als Herr von Eckhowsen ihr immer gütlich begegnet sei und der ehrliche Vater sie ernstlich ermahnet habe.

Nachdem noch der Ort angegeben worden, wohin sie nach den Ergebnissen der Zeugenaussagen sich geflüchtet, ward gebeten, die preussische Landesregierung um Noth- und Rechtshilfe zu ersuchen, nämlich: „besagte Wilhelmine nach Sicht dieses nachbarlichen Requisitionalausschreibens dingfest zu machen und unter Bedeckung bis an die Grenzstadt Memel gefälligst auszuliefern, wo die einheimischen Gerichte die Verbrecherin entgegenzunehmen und wegen des Gewahrsams und der ferneren Untersuchungen die erforderlichen Einrichtungen zu treffen nicht ermangeln würden.“

Zu dieser Klage ward noch eine charakteristische Personalbeschreibung hinzugefügt, wo es hieß: „damit keine Irrung entstehe wegen der Person der Wilhelmine, — so ist selbige in Absicht ihres Körpers ungewöhnlich schlank und groß, ihr Wuchs selbst zwei finger breit über den gang und gäben Weiberwuchs. Sie ist in ihrem Teint roth und weiß, hat lichtbraunes Haar, große sinnige schwarze Augen, wo aber

nichts Gutes wohnt. In der Mundgegend, die Zähne nicht ausgenommen, liegt Spott und Hohn. Ihre Sprache ist klingend, ihr Gang kräftig und entschieden. Sie sieht mehrentheils aus, als ob sie Kreuz trüge und erscheint auch sonst nicht uneben; sie ist auch sehr verstandesfink und in allerlei Verflechtungs- und Verkleisterungskunst sehr geschickt. Kurz — sie ist eine Henchlerin und Spitzbübin von Haus aus.“

Für die Wahrheit dieser sanberen Charakteristik ward noch das Zeugniß des „höchstbetrübten Vaters“ angeführt, der doch gewiß „das Verbrechen der eigenen Tochter nicht vergrößern werde“. Im Gegentheile stünde zu besorgen, daß derselbe aus väterlicher Neigung der Sache eher einen besseren Anstrich zu geben versuchen dürfte. Er habe aber zugestehen müssen, daß seine Tochter „von Jugend auf einen Trieb zur Widerspenstigkeit“ geäußert habe und sowohl ihm als seiner verstorbenen Ehegattin viele betrübte Tage zugezogen. Vorzüglich habe sie sich gegen eine zweite Heirath empört, die er sich „mit Gottes Hülfe zu unternehmen entschlossen“. Er selbst — der „betrübte Vater“ — habe zugestehen müssen, daß obbesagte Tochter Wilhelmine dem zu Recht beständigen Contract mit der Herrschaft in Niendorf zuwider das Weite gesucht, nachdem sie vorher „ihre Hände nach unrechtem Gut ausgestreckt und verschiedene Sachen und Baarschaft, Geld und Geldeswerth diebischer Weise mitgenommen“. —

Es ward auch das Zeugniß eines Amtmanns aus dem Dorfe Isen beigefügt, welcher ausgesagt habe, daß „obbesagte Wilhelmine, eine dem Stolz ergebene Person, allerhand Flitterstaat geliebt, ja sich durch Frechheit ausgezeichnet habe“. Denn er, der Amtmann, habe selbst gesehen, daß sie bei dem Begräbniß ihrer Mutter so leichtsinnig gewesen, daß sie —

statt ihre Augen auf den Sarg zu heften — mit selbigen herumgeschweift und flankirt, auch solche zum allgemeinen Vergerniß einem jungen Menschen zugewandt, mit dem sie einen unanständigen Verkehr getrieben.“

Doch genug von diesem ekelhaften, scheußlichen Gebräu! Nichts ist mir von jeher herzzerstreichender gewesen als die empörende Art, wie die Bosheit ihre Lügen mit ein wenig Wahrheit salzt und sie also gewürzt aufstischt. Solch ein teuflischer Giftmischer, solch ein Hostienverfälscher von Lügner — was für ein Scheusal!

Ich glaube nicht, daß der Herr von Eckhoben so weit gegangen wäre, wenn seine wahnsinnige, leidenschaftliche Liebe zu Minen sich nicht in bitterm Haß gewandelt hätte. Er litt wirklich, allein so, wie jeder Tyrann leidet, der sein Muthchen nicht hat fühlen können. Kann man so etwas leiden nennen? —

Nach Absendung jener von ihm unterzeichneten und in Mitau von ihm selbst befürworteten Klageschrift saß er da — wild brütend über allerlei Zukunftsplänen. Zuweilen war er stummvoll. Man hatte Ursache seinetwegen zu fürchten. Minens edler Rückhalt, ihre heroische Flucht brachte ihn sogar zu einem ihm sonst wildfremden Schwung. Er hatte die Klageschrift nur deshalb so scharf abfassen lassen, um Minen wirklich dingfest zu machen. Von „Memel an“ wollte er sie „im Triumph in sein Schloß führen“! — Der Elende! —

Die Regierung in Mitau fand nichts Unbilliges in dem Gesuch des Herrn von Eckhoben und sandte es befürwortend an die preußische Landesregierung in Königsberg. Diese nahm sich der Criminalangelegenheit auf's Eifrigste an und übertrug es einem Justizbeamten „als Deputatus die aus

Kurland entlaufene Wilhelmine in Betreff der im Angesuch des Kurischen vom Adel enthaltenen Umstände zu vernehmen und nach diesem Verhör wegen ihres Arrestes die nöthigen Verfügungen zu treffen“.

So begab sich denn der Justizrath Adalbert Nathanael Tüftler, dem dieser Auftrag geworden, mit Gendarmerie-Begleitung nach Linden, wo sich die Gewitterwolke über dem Haupt der armen Kranken entladen sollte.



Elftes Kapitel.

Sterbenglauf.

Es ist kein mißtrauischer Volk als das rechtsgelehrte. Zwar heißt ein juristischer Grundsatz: Jeder wird als gerecht angesehen, bis das Gegentheil erprobt und erwiesen ist. Aber im wirklichen Leben ist es weit anders, namentlich bei criminalistischer Spürerei. So ist das Recht schier überall — wie Todeskälte! Man faßt Eis, man faßt den Tod an. Nicht das rechte Recht ist so kalt, sondern das Weltrecht, mit dem man so selten zufrieden ist, daß man faßt lieber Unrecht wünscht, um wenigstens laut schelten zu können.

Der Justizrath Cüftler war eigentlich ein gutmüthiger, schlichter Mann. Die Sache schien ihm aber sehr gefährlich. Er wollte ein Meisterstück liefern und ließ gleich bei seiner Ankunft, um jedem Fluchtversuch der „Verbrecherin“ entgegenzutreten, das ganze Pfarrhaus mit Soldaten umstellen und begab sich dann sofort zum Hausherrn.

Mine, die eben etwas aufgestanden war, hatte nur einen Hauch nöthig, um wieder — zu sinken. Eine geknickte Lilie kann ein Zephyr niederwerfen. Ein Hauch ist Sieger über sie. — Sie stand grade am Fenster, als die Soldaten anrückten.

Und ein Mädchen stürzte herein und sagte der Aufgestandenen geradezu unter die Augen, daß ein Herr mit Gendarmen da wäre, um sie zur Haft zu ziehen. — „Gott!“ — rief Minchen — „in deine Hände, in deine Hände! nicht, Herr, in die Hände meiner, deiner Feinde! — Dir, Herr, leb' ich, dir sterb' ich!“ — Der Pfarrer hatte genug mit dem Justizrath Cüftler zu thun und konnte nach der kränklichen Pflanze nicht sehen, die er bisher mit so vieler Sorgfalt jedem Sturm, jedem sengenden Sonnenstrahl entzogen, die er gepflegt, wie ein Vater eine franke Tochter pflegt, die seinem seligen Weibe ähnlich ist.

Mine war ohne Trost, ohne Leben. Das ganze Haus war in Aufruhr und die arme franke Predigerin über diesen Vorfall so weg, daß sie völlig aus ihrem Geleise trat und Zeter rief: „Rettet — Hülf! Hülf! Erbarmung! Erbarmung! — Weh! weh!“ — kreischte sie und slog wie Espenlaub. Jedes Glied war in Bewegung. — „Sie hauen die Linden!“ — schrie sie — „die letzten! — Meine Kinder geraubt —! meine Tochter! Bete doch, bete doch, Gretchen! — Ha! Mein Mann in Ketten und Banden! was hat er gethan?“ — Die arme Tochter, wenn sie nur gewußt hätte, wonach sie greifen sollte, wäre sie glücklich gewesen. Es lag ihr hart an, ob sie Mutter oder Mienen trösten, stärken und in die Arme schließen sollte.

Der gute Prediger war der letzte, der dieses Erdbeben merkte, und da sah er auch schon den Schlund weit, weit offen. Ueberall Jammer! — Der Justizrath hielt alles dieß für Gewissensaufgährung und wollte eben thun, was seines Amtes war, da ihn der Prediger bat, so viel Menschlichkeit zu haben und ihm nur eine Viertelstunde Fassungszeit zu

bewilligen, und ehe diese abgelaufen, keine Gewaltthätigkeiten in einem Kirchenhause zu beginnen. Der Justizrath fand Bedenlichkeiten. — „Gott“ — sagte der Prediger — „wird Ihnen die Viertelstunde in Ihrem Letzten, — in Ihrem Letzten vergelten — ich bin ein geschlagener, ein unglückseliger Mann!“ —

Der Justizrath, der unterdessen im Schreibzimmer des Pastors auf- und abgegangen war, gab ihm dieses Sterbviertelstündchen mit dem Beding nach, daß der Wachtmeister vor Minens Thür sich lagern könnte. Das war ein erschrecklicher Kerl. Der stand wie eine Katze vor'm Kästch, und die Soldaten paßten draußen auf, als wenn hungrige Tiger vor der Thüre witterten. Des Justizraths Augen glänzten vor Wonne, als hätt' er Gott einen Dienst gethan. Er war voll von Erwartung der Dinge, die da kommen sollten.

Der Prediger war aufgesprungen und hatte seine Frau zu beruhigen gesucht. „Fasse dich, liebe Seele! beruhige dich, willst du mit Gott rechten?“ — sagte der arme Prediger. — „Harre auf den Herrn. Die Linden sollen bleiben und deine Tochter soll grünen, wie die Weiden am Kirchengraben. Ich bin nicht in Ketten und Banden. Hör' auf mit Zeter und Weh. — Man sucht hier jemanden, der gar nicht hier ist.“

Diese Worte: Man sucht jemanden, der gar nicht hier ist — brachten den Justizrath auf die Füße, nachdem er bis dahin im Schreibzimmer Platz genommen. Seine Ungeduld war unbeschreiblich, sie hatte nicht in der Stube Raum; er ging in Gottes weite Welt mit den Vorstellungen: Mein Haus ist ein Bethaus, ihr aber habt's gemacht zu einer Mördergrube! Es war das Beste, daß er ging. — Indessen ließ er das Pastorat oder die Widdem,

wie man in Preußen sagt, nicht aus den Augen, um zu bemerken, wer zu ihrer Thür aus- oder einging. —

Der plötzliche Aufbruch des Justizraths beruhigte die arme Predigerin mehr als der Zuspruch ihres Mannes. — Sie ward still; das war ein gutes Zeichen. Der Prediger benutzte diese Stille und ließ seine Tochter rufen, die das Werk vollenden mußte. Er löste sie bei Mienen ab, die er stärker fand, als er glaubte. „O Mann Gottes“ — fing sie an — „soll ich in die Hände der Menschen?“ — „Nein, Sie sollen nicht!“ — antwortete der Prediger; allein sie blieb bei ihrem entseztlichen: ich soll, und konnte sich davon nicht abgewöhnen. Es ging dem Prediger durch die Seele, sie so leiden, ohne Hoffnung, ohne Zutrauen leiden zu sehen. Er kniete nieder und betete kurz, stark, himmelstürmend. — „Und nun auf dieß Gebet versprech' ich Ihnen“ — sagte er zu Mienen — „Sie sollen nicht.“ — Sie wurde still. — Nach der Zeit gestand sie, daß es ihr wieder eingefallen sei, sich selbst das Leben zu nehmen, um nicht ein schreckliches Schauspiel der Bosheit zu werden. Ihre starke Einbildungskraft hatte ihr den Eckhoun in der Nähe gezeigt, frohlockend über seine geglückte Rache. Alle seine Helfer und Helfershelfer, die ihr nach der Seele standen, waren ihr im Geiste erschienen, und diese Erscheinungen waren ihr schwer zu ertragen. In dessen ließ Gott sie nicht versucht werden über Vermögen. Er, der sie aus sechs Trübsalen erlöst, ließ sie auch jetzt nicht verzweifeln. Sie unterdrückte die aufsteigenden Selbstmordgedanken beim ersten Anfang. Das Gebet des Predigers hatte eine Nachwirkung; — sie fand sich, — sie schmeckte Trost in dem Kelche der Leiden, und diese Prüfungsstunde kühlte sie etwas ab; nur blieb sie noch ängstlich wegen der Dinge, die da kommen sollten.

Der Prediger ging zum Justizrath und sagte:

„Wenn ich jetzt fragen darf? Was ist Ihr Auftrag?“

„Nicht mehr und nicht weniger“ — antwortete der schon ungeduldig werdende Justizrath — „als die Diebin, die Käuferin, ja, ich kann Mörderin hinzusetzen, der Sie in Ihrem Hause Obdach gegeben, zur gefänglichen Haft zu bringen, damit sie an Ort und Stelle leide, was ihre Thaten werth sind.“

„Ach Gott, vor dir ist kein Lebendiger gerecht!“ — erwiderte der Pastor — „aber für diese cavire ich — mit Leib und Seele, mit Leib und Leben!“

„Das glaube ich“ — sagte der Justizrath und citirte aus der Klageschrift folgende Worte: „Im Fall sich aber Alles den eingesandten Schriften gemäß verhält und angerügte Wilhelmine nicht das Mindeste von sich abzulehnen in den Umständen ist, was als Rechtfertigung, Entschuldigung, Vertheidigung vor den Ding- und Rechtsstühlen zu gebrauchen wäre, so muß Wilhelmine sogleich dingfest gemacht werden. In allen Fällen liegt dem von Euch zu bestimmenden Deputato ob, so genau als schleunig an Uns Bericht zu erstatten, damit in dieser Sache, entweder den Wünschen der kurländischen Regierung gemäß, oder anders wie, in alle Wege aber rechtlich, die Verfahrensart eröffnet werden könne.“

„Tausend Dank für diese Eröffnung!“ — sagte spöttisch der verzweifelnde Pastor. — „Und nun? Und nun?“

„Und nun werde ich Wilhelminen verhören, sie dingfest machen und nach Memel in's Gefängniß bringen lassen.“

„Um Gottes Willen! Wenn sie aber unschuldig ist? wenn ich Caution einlege? wenn“ —

„Kein Wort weiter! — Sie verdienen nicht, daß man ein einziges von Ihnen anhört; machen Sie nur nicht, daß ich Ihnen alle Wenn's auf einmal benehme.“

„Wenn Sie aber erlauben wollen“ — sagte der Pastor weiter mit sehr erregter Stimme — „die königliche Landesregierung hat ja nur bedingungsweise die gefängliche Haft verfügt und dem Collegio nicht überhaupt aufgetragen, die Garnison um Beihülfe anzutreten. Ich weiß also nicht, warum mein Haus belagert ist und ich, wie Jerusalem, an allen Orten geängstigt werde, ehe noch München verhört worden? Sie ist — das weiß Gott — die Ehre ihres Geschlechts.“

„Und Sie, Herr Prediger, nicht wahr, die Ehre Ihres Standes?“

Hier lösten sich die Räthsel; denn der gute Prediger konnte die wohlgemeinten Grobheiten des Deputatus länger nicht tragen. Er forderte auf's Entschiedenste, der Herr Justizrath solle doch zuerst Mienen mit eigenen Augen sehen, so würde er den „Unfinn“ der ganzen Klage sofort erkennen. „Sie sollen“ — fügte der Prediger hinzu — „wie der ungläubige Thomas, Alles handgreiflich haben!“ — Und er ging hin, Mienen zu diesem Besuch vorzubereiten.

Der Deputatus suchte unterdessen durch Auf- und Abgehen seine innere Unruhe zu bemeistern. Nach kurzer Zeit kam der Prediger wieder und forderte ihn auf, in München's Krankenzimmer zu treten.

Da der Justizrath sie erblickte — prallte er zurück. So hatte er sie sich nicht vorgestellt. Alle Zweifel schwanden. Er stand an dem Siechenbette wie vernichtet.

„Gott sei mir Sünder gnädig!“ — fing er aus dem Innersten an, sah die abgezehrten Hände, die eingefallenen Augen und die langsam und selig Sterbende. Mit

Einem Blick hatte er Alles! Er konnte nach diesem Blick seine Augen nicht mehr aufthun. Das erste war, daß die Soldaten sofort abgehen ließ, die nicht sehr mit dieser Commission zufrieden waren; auch der Amtswachtmeister mußte mit Schanden unten an sitzen und im Wirthshause seine Diäten verzehren. Dieß geschah gleichfalls nicht ohne Kopfschütteln. Man sah es diesem amtsmäßigen Peiniger an, daß er gern Ketten und Bande angelegt hätte.

Da stand nun der arme Justizrath, wie von Gott verlassen.

Mine wünschte, nachdem er lange vor ihr wie ein Inculpatus gestanden, allein zu sein; er schwur, er könne nicht von dannen, bis sie ihm verziehen hätte. — Mein Gott, was ist der Mensch? Ein trotzig und verzagt Ding. Wer kann ihn ergründen?

Mine hob ihre halb abgestorbenen Hände auf und blickte den Bußfertigen sanft lächelnd an. Ihr Blick sagte: Sie wußten nicht, was Sie thaten. Er hatte sich vorgenommen, ihr einige Fragen, wiewohl außerhalb der Grenzen seines Promemoria's, zu thun. Allein er konnte nicht; er konnte in der That nicht, nachdem er sie nur gesehen.

„Kommen Sie“ — sagte der Prediger — „damit wir uns nach langem Mißverständniß mit Herz und Seele verstehen.“ Der Prediger ging mit dem innerlichst geschlagenen Justizrath in sein Zimmer und erzählte ihm den letzten Theil von Minens Lebenslauf, um dem Deputatus die kuirischen Papiere in einem andern Lichte und die überall verborgenen Schlangen zu zeigen. Der gute Rechtsgelehrte konnte sich kaum beruhigen. Er aß den Mittag beim Prediger. Gretchen wollte nicht mitessen; der Prediger mußte es verlangen. Sie kam; allein sie konnte den Deputatus nicht ansehen. Die

Predigerin hatte sich über alle Erwartung ziemlich erholt. Der arme Rechtsgelehrte konnte nicht essen, nicht trinken. Er war Einer von denen, die mehr Dienstfeifer als Dienstverstand besitzen. Seit Kurzem war er erst im Gerichtscollégium und seine Unbekanntschaft mit seinem Berufskreise trug viel zu seiner Uebereilung bei. Bei Tische überfiel den Busfertigen und Zerschlagenen der Gedanke, sein Amt in die Hände der Oberrn niederzulegen. Er hatte genug, um zu leben. Aus Noth brauchte er nicht ein Zelot zu sein und sich vom Dienstfeifer fressen zu lassen. —

Der Prediger versicherte ihn, nachdem er ihn ganz um und um kennen gelernt, daß, wenn je ein Mann den Namen Nathanael verdiente, er es wäre. „Das war ein Israelit, in dem kein Falsch ist.“

Dies richtete den armen Rechtsgelehrten ziemlich auf, wozu der Umstand einen beträchtlichen Beitrag lieferte, daß, wie wir wissen, Nathanael in der That einer seiner Vornamen war.

Seine Heiterkeit war indessen nicht dauerhaft. Er konnte nicht aufhören, sich allerlei Zweifeln hinzugeben. „Wenn ich jetzt schwiege“ — sagte er zu sich selbst — „würden die Steine schreien.“ — Minens Geschichte ging ihm gerade durch die Seele. Er ersuchte den Prediger so oft und viel, sein Freund zu bleiben, daß der gute Prediger herzlich bewegt ward. Ja er beschloß sogar, wirklich sein Amt über ein Kleines niederzulegen und nicht mehr Richter im Volke zu bleiben. Dies Geschäft war sein letztes. Er war überzeugt, er besitze weder die nöthige „Richterfalte“, noch die „Entscheidungsfähigkeit“.

Nathanael ließ dem Prediger alle Acten und bat, zur Probe seiner Vergebung und zum Siegel der ihm zugestandenen Freundschaft, der Prediger möge den Bericht an das

Amt in Königsberg selbst aufsetzen. In diesem Bericht wurde die schlechte Denkungsart des Herrn von Eckhomen und Hermann's aufgedeckt und der Gesichtspunkt eröffnet, aus dem dieser ganze Vorgang zu nehmen sei. Es schloß derselbe mit folgenden Sätzen:

„Die letzten Worte der Sterbenden entfernen schon die Denkbarkeit eines unterlaufenen Betrugs und der Falschheit; was sollte diese Sterbende, die vielleicht nur noch sehr wenige Stunden in dieser jammervollen Welt zu leben und keinen Transport nach Kurland oder sonst eine üble Begegnung zu befürchten hat, was sollte diese Sterbende, welche der Tod gegen Alles in Schutz genommen, — was sollte sie wohl bewegen, mit Gewissensbissen sich auf der Reise zur Ewigkeit zu beladen und sich eben dadurch ihre Sterbestunde zu erschweren? Dagegen decken die oben angegebenen Mängel des Protokolls und der Vorstellung, die von Eckhomen eingebracht, überall und besonders an den unterthänigst bezeichneten Stellen eine schlechte Absicht auf. Ew. Königliche Majestät kann ich auf meinen Unteid und bei meinem Seelenheil versichern, daß ich den Eindruck, den der Anblick dieser Sterbenden auf mich gemacht, nie verlieren werde; und wie kann eine Person, die mit so erhabener Fassung und mit der Seelenruhe einer Märtyrerin diese Welt verläßt, sich solcher Lasten, als ihr angedichtet worden, schuldig wissen? Der Prediger von Einden hat sich verbindlich gemacht, sogleich, wenn diese Unschuldige im Herrn entschläft, ihren Tod Ew. Königlichen Majestät einzuberichten.“

„Ich ersterbe in tiefster Treue

Ew. Königlichen Majestät

allerunterthänigster Knecht

Udalbert Nathanael Tüftler.“

Mine war außer Stande, diesen herzerzitternden Vorfall zu überleben. Für sie war keine Quelle mehr, die den müden, abgetragenen Wanderer am schwülen Tag ergötzt. Sie hatte ausgelebt. Den letzten Lebenstropfen kostete ihr dieser Vorfall.

Vielleicht wäre sie mit der Zeit so stark geworden, mich noch in dieser Welt zu sehen. Gott, wäre sie's doch! Jetzt war hierzu keine Aussicht. Sie selbst sagte zum Prediger: „Was meinen Sie, werd' ich nicht bald stark genug sein, Alexander zu sehen, nur ihn zu sehen — in dieser Welt — und dann, dann laß mich in Frieden fahren, ich habe genug! Nimm, Herr, meine Seele!“ —

Der Prediger trug Bedenken, ihr die ganze Klage des Herrn von Eckhoben zu entdecken, und besonders war er bemüht, einen Vorhang über den Antheil, den Minens Vater an dieser Mordgeschichte genommen, zu ziehen. — Sie drang auch nicht weiter — ja sie war zu schwach, um jene Bitte zu wiederholen. Wiederholungen derselben Sache kosten allen schwächlichen Personen unglaublich viel. Sie sah des Predigers Bedenklichkeit und that ihren Mund nicht mehr auf.

Ihr ganzes, ganzes Leben war Duldung. Sie war nur ein Jüngling für eine andere Welt. Dieß empfand sie, wie mir der Prediger später auf das Heiligste versichert hat, so sehr, daß sie diese Welt nur wie die erste Erde ansah, aus der sie versetzt würde. „Sie war froh in Gott“ — des Predigers eigene Worte — „und bis auf Fälle von der Art, wie diese letzte Veranstaltung zur Haft, immer sich selbst gleich — das heißt, Gott ergeben. Solche außerordentliche Fälle schienen ihren Geist in der Hoffnung der künftigen Seligkeit zu verstärken, allein ihren schwachen Körper führten sie bergab. Ihr Geist war willig, das Fleisch schwach. Aber

die Gottesfreude ist doch von Dauer; sie lärmt und freischt nicht wie die Weltfreude, die mit aller ihrer Lust oft nach vier und zwanzig Stunden vergeht. Wer den Willen Gottes thut, bleibt in Ewigkeit. — Fast möcht' ich sagen, daß die Gottesfreude niemals im Gesicht läge, sie liegt tiefer und im Herzen. Zuweilen erhebt sie sich bis zum Auge, und das sieht dann erst gen Himmel, ehe es um sich herum sieht. So eine Gottesfrohe war Mine."

Der Prediger setzte zu diesem Allen noch etwas hinzu, worauf ihn Mine selbst gebracht hatte: „Die um vielerlei beten, sind nicht froh; sie verklagen den lieben Gott bei ihm selbst und sind selbst kläglich. Allein Freude am Herrn ist unsere Stärke.“ Nehemia im achten Kapitel, im zehnten Vers.

Mine betete, nach den Worten zu urtheilen, wenig; ihr ganzes Herz war Gottes.

Nach einiger Erholung, die Mienen sogar erlaubte wieder etwas aufzustehen, erschlich sie den Ort, von wo man auf den Friedhof sehen konnte. Da kam der Prediger, als sie so voll guter Zuversicht, so voll Seelenwonne hinsah. Er freute sich über ihren heitern Blick. — „Ach! Sollt' ich nicht?“ — sagte Mine und erzählte ihrerseits dem Prediger das, was er ihr eigentlich verschweigen wollte. Sie durchschaute mit ahnungsvollem Blick den ganzen Zusammenhang der Klagesache, die ganze Absicht des Herrn von Ekhowen — mit sammt dem Einfluß, den ihr Vater dabei gehabt — fast wörtlich wie es da stand.

„Sterbende“ — sagte der Pastor, als er mir dieses später erzählte — „haben einen Geist der Weissagung. Ich habe in meiner lieben Gemeinde oft solche Vorfälle gehabt. — Mine schien schon lange die Gabe der Ahnungen zu besitzen“ — fuhr der Prediger fort — „und sie hatte wirklich diese Sal-

bung, die nicht jedermanns Ding ist. Ganz anders ist es z. B. mit starken, kräftigen Menschen! Wenn tüchtige gesunde Leute — Menschen Gottes werden, welche ein Vergnügen, diese starken Geister zu sehen! Die Religion braucht auch in ihrem Dienste Feldherren, die für den Riß stehen: einen Petrus mit dem Schwert; einen Luther mit dem Tintenfaß. Sie gehen auf Löwen und Ottern und treten auf junge Löwen und Drachen. Diese Unbesorgten sind stark genug Allem, was ihnen entgegen will, auf der Stelle stattdelichen Widerstand zu thun und überall das Feld zu behaupten. — Aber ahnen thut solchen Leuten wenig oder gar nichts. Ja, wer das Ungewitter vorempfindet, gehört schon in die Klasse dieser frommen Riesen nicht. Den zarten Seelen, die ein plötzlicher Ueberfall gleich zu Boden reißen würde, ist eine derartige innere Warnung vor einem kommenden Unglück nothwendig. Die Ahnungen sind solchen Sterbenden ein Wecker zur Fassung, zur Geduld, zur Gott-ergebung; es sind Sturmglöckchen, die sie zum Welkrug bringen, ihr verlöschendes Lämpchen aufzufrischen. Diese Seelen sind fast zu zerbrechlich für diese Welt, wo so viel Streit, Jammer und Elend ist. — Ich bin schon in dergleichen Fällen gewiegt“ — schloß der Prediger, der selbst die Ahnungsgabe zu besitzen glaubte; — „ich konnte mich in diese pünktlich zutreffende Erzählung finden; und, da sie Alles durchschaute, warum sollte ich länger zurückhalten? Dergleichen Ahnungsbegabte pflegen sich die Sachen nicht leichter zu machen, und selbst der Zweifel, der sie, sie mögen noch so weit in der Selbstweissagung, in der Ahnung gediehen sein, beunruhigt, ist ein Kampf, und Kämpfen macht Mühe.“

Kurz, der Prediger las Mienen Alles und Jedes und auch das vor, was ich meinen Lesern verkürzt habe. — „Gott Lob und Dank“ — sagte Mine — „daß ich sterbe!“ — Bei der Aussage des

Eckhowsen'schen Dieners Jakob Kessler, daß sie zum Morde angestachelt, und bei den Worten, daß sich bei ihr sogar ein „Mordmesser“ gefunden habe, — erschraf Mine sichtlich und betete — mit gebrochener Stimme — die Worte des Liedes:

Soll's ja so sein,
Daß Straf' und Pein
Auf Sünden folgen müssen,
Herr, fahr' hier fort,
Nur schone dort! —

Dann wandte sie sich zum Prediger und sagte: „Ich muß Ihnen gestehen, lieber Beichtvater, daß der Vorsatz, mir selbst das Leben zu nehmen, der, wie ich jetzt die Gewaffneten sah und hörte, wieder in mir Feuer faßte — daß dieser Vorsatz mir oft, oft als etwas vorgekommen, das mir meine letzte Stunde erschweren könnte. — Jetzt sind auch diese Stiche hin — ich habe nichts, nichts mehr, was mich drückt, und ich fühle es: ich werde selig und ruhig sterben und, wie Alexander's Mutter singt, wenn mir die Gedanken wie ein Licht, das hin und her wandt, bis ihm die Flamme gebricht, vergehen, werde ich sanft und still einschlafen — ich werde ausgehen wie ein Licht.“ —

Gott, so war ihr Ende auch wirklich! Ihre Ahnung ließ sie nicht zu Schanden werden, pünktlich traf sie ein. — Nur blieb sie selbst während der letzten beklommenen Tage nicht fest bei diesen beruhigenden Vermuthungen. Zuweilen schien es ihr in der That schrecklich — zu sterben; sie nannte dieß Leben einen hellen Tag zwischen zwei dunklen Nächten. „Nur des Leibes wegen“ — setzte sie hinzu — „nenne ich es so; meines Lebens besserer Theil, mein eigentliches Leben, geht nicht aus, stirbt nicht.“ — Wenn diese „Anfechtungen“ Minen überfielen, wie es der Prediger nannte, kam es ihr vor, daß ihr letztes, letztes Ende vielleicht doch schreckhaft werden könnte, vielleicht ein Märtyrertod, so wie ihr Leben

ein Märtyrerleben war. „Herr, fahr' hier fort, — nur schone dort!“ — rief sie dann zu Gott empor, und ihr Busen hob die Decke, so schlug ihr das Herz. Geschieht das am grünen Holz, was will am dürrn werden? — —

Minens Trost bei dem Gedanken, daß ihr Ende nicht sanft sein würde, war, daß auch dieß sein Gutes haben könnte. „Das Sterbebett ist weit mehr, als das Grab, die Schule der Weisheit“ — bemerkte der Prediger. „Man erlangt ein anschauendes Erkenntniß, wenn man den Todten da sieht. Wein von meinem Wein, Fleisch von meinem Fleisch!“ —

Sie nahm ein feierliches Versprechen vom Prediger, mir ihren Tod auf das Aller-, Allergenaueste zu erzählen: „Ist er schrecklich, ist er sanft, wie er war! Alles, Alles ihm! Er braucht Lebenslehren; wenn ich sie ihm zurücklasse, so werden sie ihm, das weiß ich, desto werthter sein.“

Eines Morgens — die Sonne ging unbewölkt auf — war Mine schwächer als je. Alle Fäserchen verloren ihre zusammenziehende Kraft. Mine empfand diese Schwäche, und dieß bewog sie, Gretchen sehr zeitig zu sich bitten zu lassen. Sie bat sie um Licht, damit sie „ihre Briefe zusiegeln könnte“. Es war ihr Tagebuch. Sie befahl Gretchen Gott und seiner Huld und Gnade und bat, mich tausendmal zu grüßen — tausendmal, und mir dieses Päckchen (sie gab es ihr) und noch andere Sachen zu behändigen. „In seine eigenen Hände!“ — sagte sie, und eine Zähre floß sanft ihre Wangen herab.

Nachdem sie noch mit allen Hausgenossen gemeinsam die Communion empfangen hatte, schloß sie die Augen und lag still und friedlich da.

Minens Auge und Herz brachen zu gleicher Zeit. Gretchen konnte nie an diesen Herz-, an diesen Augenbruch denken, ohne bitterlich zu weinen. Von ihrem Begräbniß sprach

München wenig oder nichts. Nur das bat sie sehr, und es ward ihr heilig versprochen, daß ich bei ihrem Begräbniß zugegen sein sollte. „Vielleicht wünscht er mich noch zu sehen. Der Arme! trösten Sie ihn! Er hat mir einmal geschrieben, daß er gern eine Haarlocke von mir hätte. Wenn er nicht vor dem Haar einer Todten zurückbebt, kann er sie nehmen. Gott sei ihm gnädig!“ —

Der Tod grub jede Stunde näher, um Männen an's Herz zu kommen. Sie lebte zwar nach dem dunkeln Morgen noch einige Tage; allein es waren nur noch wenige Tropfen im Kelch. — Sie klagte wenig über Schmerzen: „Was ich dulde, dulde ich Gott.“ Kopfweh, Brustschmerz und ein schlechendes Fieber waren die Zerstörer ihres Lebens.

Am einem sehr schönen Morgen kam der Prediger zu ihr. Gretchen war schon da. Sie nahm den Prediger und Gretchen bei der Hand. „Dank, Dank für alles Gute! Gott lohne es Ihnen“ — sprach sie sehr leise — „für Alles, für Alles!“ — Sie sprach noch schwächer, stammelte, schwieg, blickte sehr schnell auf, sah Gretchen, sah den Prediger an, hob ihr Haupt, fiel zurück, schloß ihre Augen und starb. —

So war die Ahnung der Seligen erfüllt, daß sie des Morgens sterben würde. Der Tag, der letzte Tag für Männen unter der Sonne ging schön auf und blieb, wie er anfing. Gretchen war nicht von der Seligen zu bringen. „O, der letzte Tropfen Todeschweiß“ — schrie sie — „wie er da starr steht!“ Und der Prediger: „Gott hat abgewaschen die Thränen von ihren Augen; sie ist eingegangen zu ihres Herrn Freude!“ —

